

Postverlagsort München. Ausgabe D
ZB
ILLUSTRIERTE
Für Menschen im Atomzeitalter

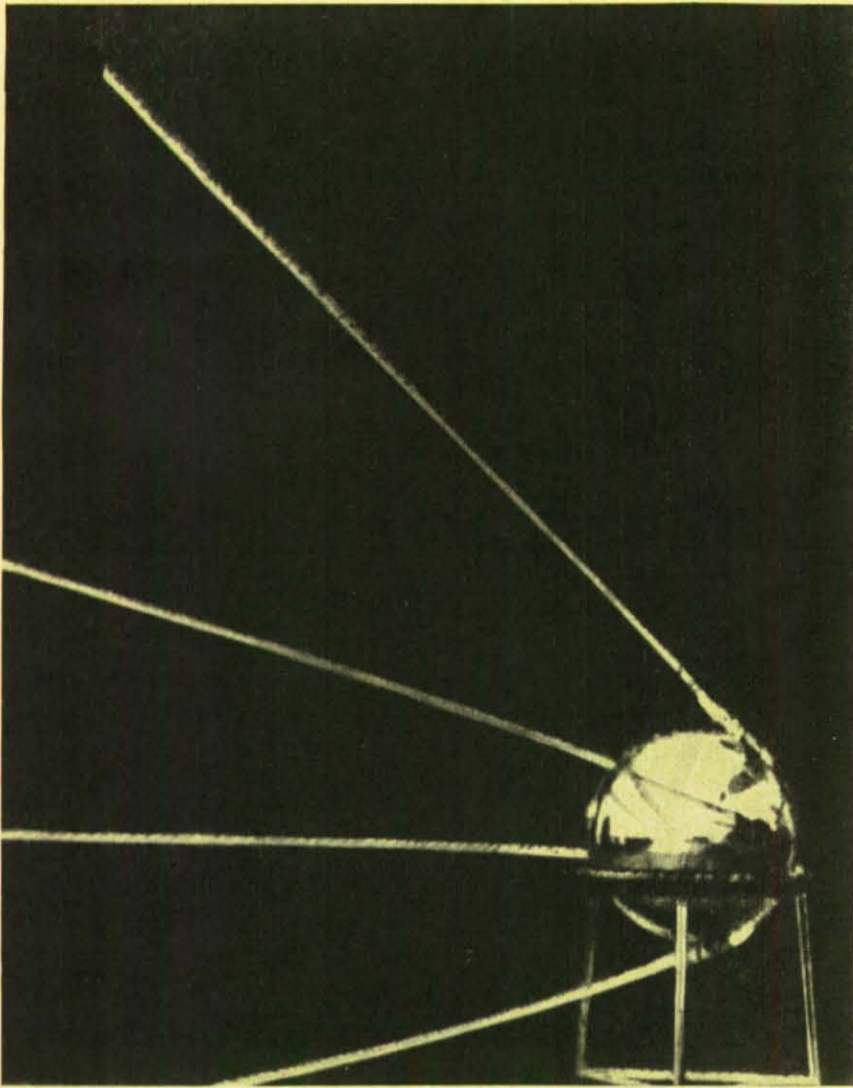
Nr. 23 | 1957 • 1. Novemberheft

40 Pfg.



**STUFEN
INS ALL:**

Satellit – Weltraumstation – Mondrakete



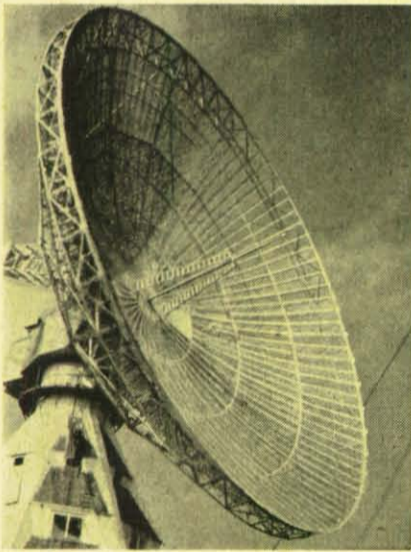
Das Funkbild aus Moskau zeigt den am 4. Oktober von sowjetischen Wissenschaftlern mit einer Dreistufenrakete gestarteten künstlichen „Mond“ mit ausgefahrenen Antennen und einem Untersatz. Der „Sputnik“ („Gefährte“) ist weit oberhalb des Äquators, wahrscheinlich in nordöstlicher Richtung, abgefeuert worden. Die Russen haben also weitgehend auf eine Starthilfe durch die Erdrotation verzichtet. Der 83,6 kg schwere Satellit erreichte eine Höhe von etwa 900 km. Sein geglückter Start bedeutet zweifellos den Beginn eines neuen Zeitalters der Menschheit, den ersten Schritt zur Weltraumfahrt.

STUFEN

Ein neues Zeitalter

Seit dem Start des ersten künstlichen Mondes am 4. Oktober 1957 ist die Weltraumfahrt Tagesgespräch geworden. Gestern fragte mich noch der Straßenbahnschaffner: „Werden sie es schaffen?“ Er meinte damit den Raumstart bemannter Raketen. Ja, werden die Menschen den Weltraum erobern, können sie das überhaupt? Die „Weltraumoptimisten“ antworten unumwunden und entschieden mit Ja. Raketenkonstruktoren, Raummediziner, Forscher warten mit konkreten Plänen auf, mit genau und sorgfältig berechneten Einzelheiten. Aber können Erdenbewohner jenseits der Lufthülle ihres Planeten leben? Wird sich überhaupt jemand finden, der es wagt, das Risiko des „Raumes“ auf sich zu nehmen? Der „Vater der Raketentechnik“, Prof. Hermann Oberth, einer der begeisterten und sachkundigen Verfechter der Weltraumfahrt, geboren 1894 in Hermannstadt in Siebenbürgen, später Lehrer in Schäßburg, jetzt Leiter einer Raketenforschungsstation in den USA, hat erklärt: „Bei mir haben sich bis jetzt schon über 2000 Freiwillige gemeldet. Von diesen dürften etwa 400 bei der Stange bleiben, wenn es Ernst werden sollte. Ich selbst stehe nicht an, zu erklären, daß ich gerne als erster eine solche Raumfahrt unternehmen würde. Trotz meiner 63 Jahre!“

Die Raumfahrt hat schon begonnen



„Nachrichten aus dem Weltall“ empfängt dieses Radioteleskop auf dem Stockert in der Eifel. Es kann — man höre und staune — auf einen stecknadelgroßen Punkt im Kosmos eingestellt werden.

Henry McGhee aus Montreal in Kanada, Funkamateure aus Leidenschaft, sitzt, wie jeden Abend, vor seinem selbstgebastelten Spezialapparat und fingert sich geschickt durch den „Wellensalat“. Plötzlich, in der Gegend der 15-Meter-Wellen, stutzt er, traut seinen Ohren nicht. „Achtung, Achtung! Hier spricht der Erdsatellit!“ Und noch einmal: „Achtung, Achtung...!“ Natürlich, es hat in allen Zeitungen gestanden. Seit dem 4. Oktober kreist

der „Rote Mond“ am Himmel. Die Russen haben — ja, wie war das doch — das Ding, dieses kugelförmige Etwas mit einem Durchmesser von 58 cm und 83,6 Kilogramm Eigengewicht mit einer ihrer neuen Raketen 900 km weit in den Weltraum hineingeschossen. In anderthalb Stunden umkreist es einmal den ganzen Erdball. Sender sind eingebaut. Sie funkten unentwegt Morsezeichen. Aber jetzt, hier... „Achtung, Achtung! Hier spricht...“ Das muß der Russe sein.

„Ellen, Ellen, Ellen!“ Ellen ist mit Henry McGhee seit sieben Jahren verheiratet. Sie kennt seine Funkbegeisterung, aber sie teilt sie nicht. Ellen hat nichts als einen Zettel hinterlassen: „Bin im Kino.“ Und wieder tönt es aus dem Kasten: „Achtung, Achtung! Hier spricht der Erdsatellit!“

Eine Sensation? Henry stürzt zum Telefon, wählt die Nummer seiner Lieblingszeitung. Redet, redet...

Eine Stimme antwortet, sehr kühl, sehr sachlich: „Well — gut. Danke für den Anruf. Es ist der dreiundzwanzigste!“

„Der dreiundzwanzigste?“ „Sure — sicher. Die Sache hat einen Haken. Der Satellit? Natürlich, er gibt Funkzeichen auf den Frequenzen 20,005 und 40,002 Megahertz, Wellenlänge 15 bzw. 7,5 Meter. Zu hören ist er aber nur wenn er — sagen wir es mal ganz kurz — über uns ist. Meldet sich mit ‚Piep, piep‘. Ganz einfach, ganz harmlos.“ „Aber ich habe ihn doch gehört...“ „Ein Witzbold...“

Henry McGhee knallt den Hörer auf die Gabel. Ein Glück, daß Ellen nicht da war. Sie würde ihn auslachen. Übrigens; warum auslachen? Weil er geglaubt hat, daß man von diesem Satelli-

ten herunter sprechen kann? Wenn die Menschheit in der Lage ist, einen künstlichen Mond in den Weltraum zu werfen...

Übrigens — wo beginnt der Weltraum?

★

Es gibt eine ganz und gar volkstümliche Antwort auf diese Frage: Der Weltraum beginnt da, wo der Luftmantel der Erde aufhört.

Aber diese Grenze ist keine feste Linie. Sie verflattert in der ungeheuren Leere des Alls.

Der Schutzmantel aus Atmosphäre (so nennt man das Gasgemisch, in dem wir Erdenbewohner leben und atmen), wird bei wachsender Höhe immer dünner. Schon bei 15 km über dem Meeresspiegel ist die Sauerstoffversorgung praktisch gleich Null. Nach Professor Hubertus Strughold, dem Schöpfer der wissenschaftlichen Weltraumflugmedizin und Leiter der raumflugmedizinischen Luftwaffenhochschule für Luftfahrtmedizin in Texas, bedeutet das für die Praxis: Es herrschen hier Zustände, die denen im Weltraum sehr ähnlich sind.

Bei 19 km ist der Luftdruck so gering, daß ohne Druckausgleich durch Schutzanzüge oder hermetisch verschlossene Kabinen das Blut in den Adern zu kochen begännen. Denn: in diesen Höhen siedet das Wasser bei 36—37 Grad Celsius, also bei normaler Körperwärme, und die Blutflüssigkeit besteht nun einmal zum größten Teil aus Wasser.

Trotzdem wird diese „weltraumnahe Gegend“ von ganz und gar irdischen Flugzeugen schon seit Jahren regelmäßig befliegen.

Bei 40 km treffen die „harten“ kosmischen Strahlen, die sonst zum Teil

durch die Lufthülle „geschluckt“, abgebremst und gemildert werden, mit voller Kraft auf. Aber der amerikanische Ballon-Rekord-Pilot, Major Dr. David G. Simons, ist kürzlich in seinem Stratosphärenballon bis zu 32 km Höhe vorgestoßen. Er war länger als 24 Stunden „oben“.

Im Herbst des Jahres 1956 erreichte und hielt ein Offizier namens Kincheloe als Pilot eines Raketenflugzeugs der Bell Aircraft Corporation für kurze Zeit die Rekordhöhe von 38 km.

Bei 90 km ist der Himmel nicht so wie wir ihn kennen, blau, sondern tief-schwarz. Neben der Sonne stehen die Sterne. Astronomen wünschen sich solche von Wolken und anderen atmosphärischen Störungen freie Beobachtungsmöglichkeiten.

Aber bis in diese Gefilde ist noch kein Mensch gekommen. Nur ein paar kleine Affen, Hunde und weiße Mäuse waren schon dort und sind — das ist das wichtigste, sogar lebend auf die Erde zurückgekommen.

Immerhin beginnt in 120 km Höhe schon die Gefahr der Meteortreffer und bei 200 km gleichen die Verhältnisse praktisch vollständig denen im Raum, obgleich der Luftmantel der Erde physikalisch immer noch vorhanden ist.

200 km bedeuten, nach irdischen Maßen gemessen, die Strecke Düsseldorf—Frankfurt/Main, oder Hamburg—Hannover.

Wenn aber die Menschheit den Weltraum erobern will...

★

Die erste Stufe ins All erreichte am 24. Februar 1949 die Doppelrakete „Bumber-Wac“. Über den White Sands Proving Grounds in Neumexiko „losge-

INS ALL

ERDSATELLIT RAUMSTATION MONDRAKETE

st angebrochen

lassen", schoß ihre zweite Raketstufe bis in eine Höhe von 403 km hinauf.

400 km. Das ist etwa so weit wie von Kassel nach Stuttgart, und die 900 km, die der kleine Russe Sputnik geschafft hat, entsprechen auf dem Atlas beinahe der Entfernung von Berlin nach Paris.

Aber die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde beträgt 384 000 km, und der Mars ist, wenn er der Erde am nächsten ist, rund 56 Millionen Kilometer von uns entfernt.

Bumber-Wac und Sputnik haben gerade eben die Tür zum Weltraum aufgestoßen. Vor uns liegt die Unendlichkeit.

★

In diese Unendlichkeit hinein gibt es allerdings schon recht gründlich berechnete „Reisepläne“.

Der Weltraumflug zum Mars „kostet“ nach Wernher von Braun an reiner Fahrtzeit 260 Tage. Aber der Start kann nicht von der Erde aus erfolgen. Er muß von einer sogenannten „Sprungbrettstation“ aus geschehen. „Gebt mir einen festen Punkt außerhalb und ich werde die Welt aus den Angeln heben“, sagte der griechische Mathematiker und Physiker Archimedes. Das war im dritten vorchristlichen Jahrhundert.

„Gebt uns die Sprungbrettstation“, sagen die Weltraumexperten von heute, „gebts uns den Weltraumhafen, und wir erschließen das All zum Nutzen der Menschheit. Rohstoffe werden knapp. Wir holen sie von den Planeten, Planetoiden und Asteroiden, den Bruchstücken zerplatzter Sterne, die in unserem Sonnensystem herumirren.“

Wir bündeln mit großen Spiegeln, die nach dem Prinzip des „künstlichen“ Mondes um die Erde kreisen, das Sonnenlicht und machen es in großem Stil für die Energiewirtschaft nutzbar. Auf der ‚Schattenseite‘ können die ‚Kältforscher‘ experimentieren.“

Zu dem Thema „Weltraumspiegel“ schreibt der Erfinder dieses nützlichen Werkzeugs, Professor Hermann Oberth, der „Vater der Raketenforschung“, seit 1923 energischer und kühner Verfechter der Weltraumforschung, in seinem Buche „Menschen im Weltraum“ (Econ-Verlag, Düsseldorf), dem wir auch das Foto des Spiegels entnommen haben:

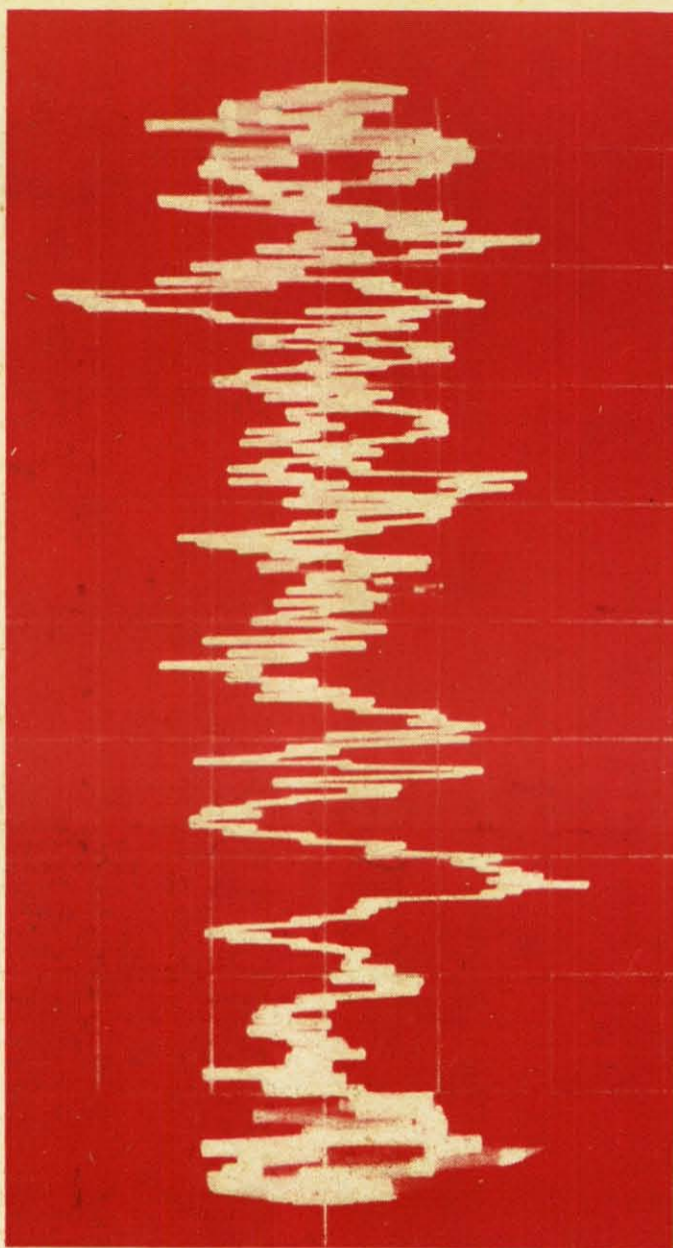
„Durch entsprechende Stellung der Facetten kann man die von dem Spiegel rückgestrahlte Sonnenenergie nach Bedarf auf gewünschte Punkte konzentrieren oder auf weite Gebiete ausdehnen. Man kann auch einzelne Facetten diesem, andere jenem Punkte der Erde zukehren. Man kann das Licht und damit die Wärme aber natürlich auch auf einen Punkt im Weltraum konzentrieren. Das wäre besonders merkwürdig. Man würde zunächst gar nichts davon merken. Erst wenn an diese Stelle ein Gegenstand gebracht wird, tritt die Energie dort in Erscheinung.“

Fortsetzung Seite 4

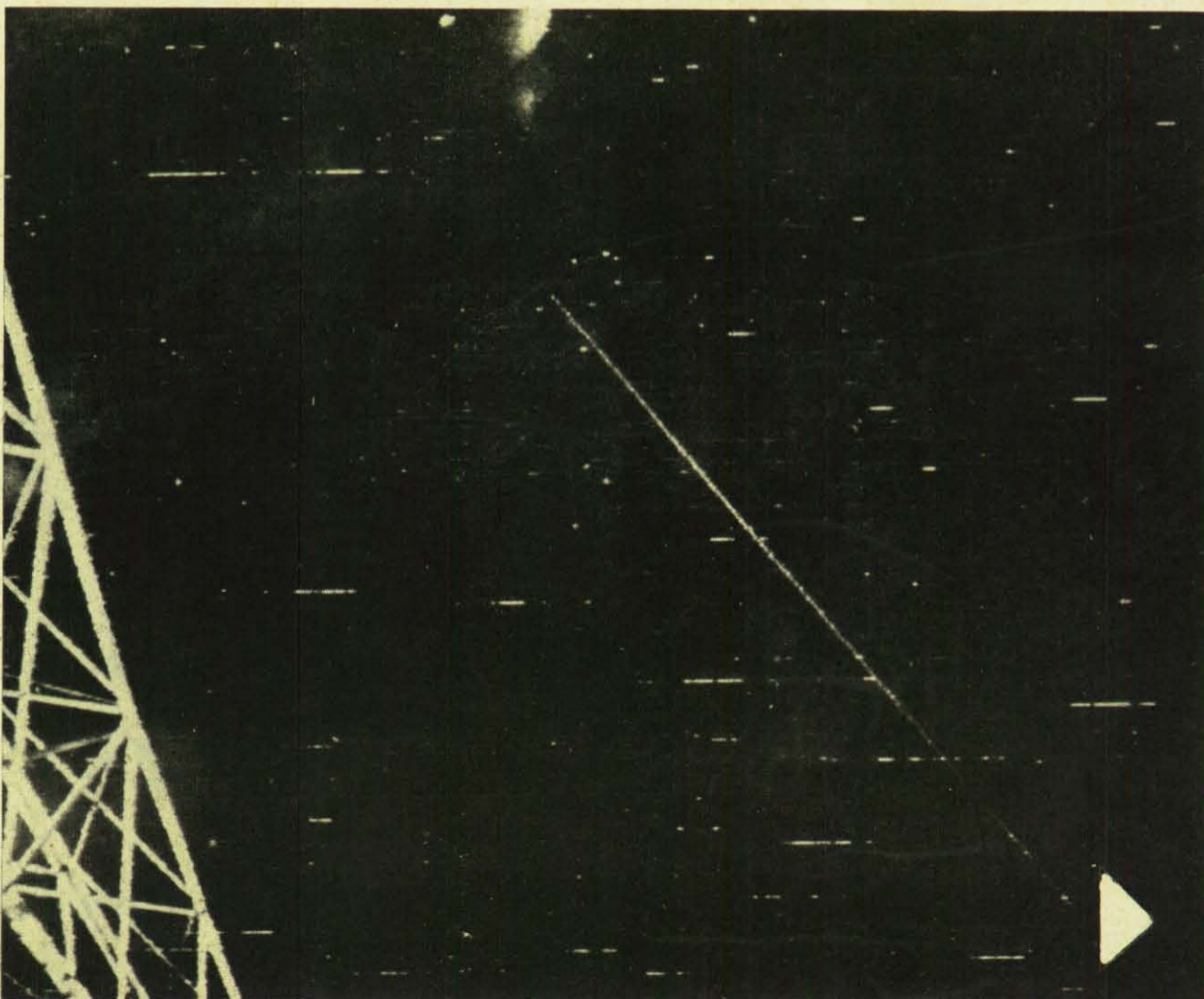
Als dünner, weißer Strich — so präsentiert sich auf dieser, am 8. Oktober um 19,38 Uhr Ortszeit in Melbourne (Australien) von einem glücklichen Fotografen gemachten Aufnahme die Flugbahn des Satelliten. Der „Rote Mond“ ist übrigens äußerst geschickt „gesteuert“ worden. Hätte sich die dritte Stufe seiner Rakete nur ein wenig mehr der Erde zugeneigt, der Sputnik wäre stärker mit der Lufthülle der Erde in Berührung gekommen. Er hätte sie nur wenige Male umrunden können.

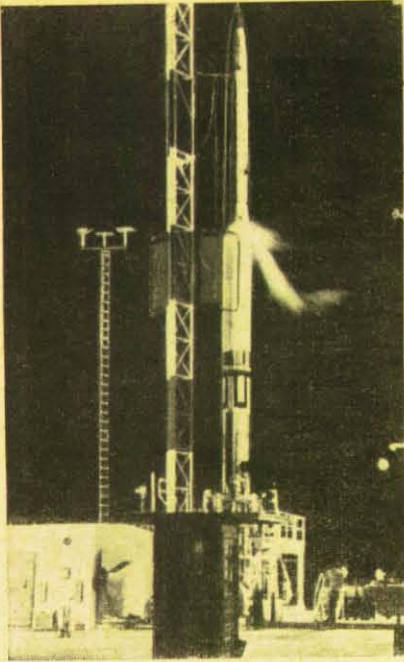


An einem Feldstärkemeßgerät wurde von der Radio- sternwarte der Universität Bonn die Erdumkreisung des „Sputnik“ verfolgt. Die Sowjetunion will schon bald Raketen mit Menschen ins Weltall schicken. Zwischen 1960 und 1965 sollen sie den Trabanten unserer Erde, den Mond, erobern.

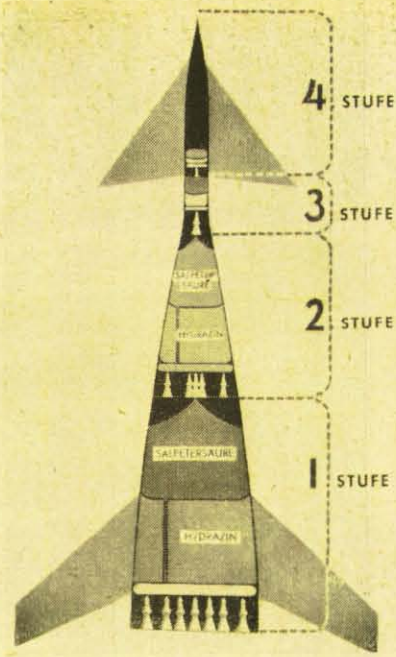


Die Funkzeichen des russischen Erdsatelliten — sichtbar gemacht. Bekanntlich umrundet der künstliche Mond den Erdball nicht allein. Die letzte Stufe der dreistufigen Rakete, mit der er ins Weltall hinausgeschossen wurde, halte sich ihm — glücklich „im Raum“ gelandet — angeschlossen und im Wettlauf den „Sputnik“ sogar überholt.





Eine amerikanische Dreistufenrakete wird startklar gemacht. Ungeheure Energien entwickeln diese Geschosse, um die Geschwindigkeit zu erreichen, die es möglich macht, die Schwerkraft der Erde zu überwinden und ihren „Fahrgast“ am Rande des Alls abzusetzen. Auf der Erde wird der Raketenmotor der ersten Stufe gezündet. Mit lurchbarem Geföse, erst langsam, dann immer schneller werdend, steigt die Rakete zum Himmel. In 120 Sekunden verschlingt das Antriebsaggregat viele Tonnen des flüssigen Spezialtreibstoffes. Dann, in einer Höhe von etwa 60 km, fällt die erste Stufe ab. Die zweite, die Endgeschwindigkeit erreicht ist, und der Satellit seine eigene Bahn ziehen kann.



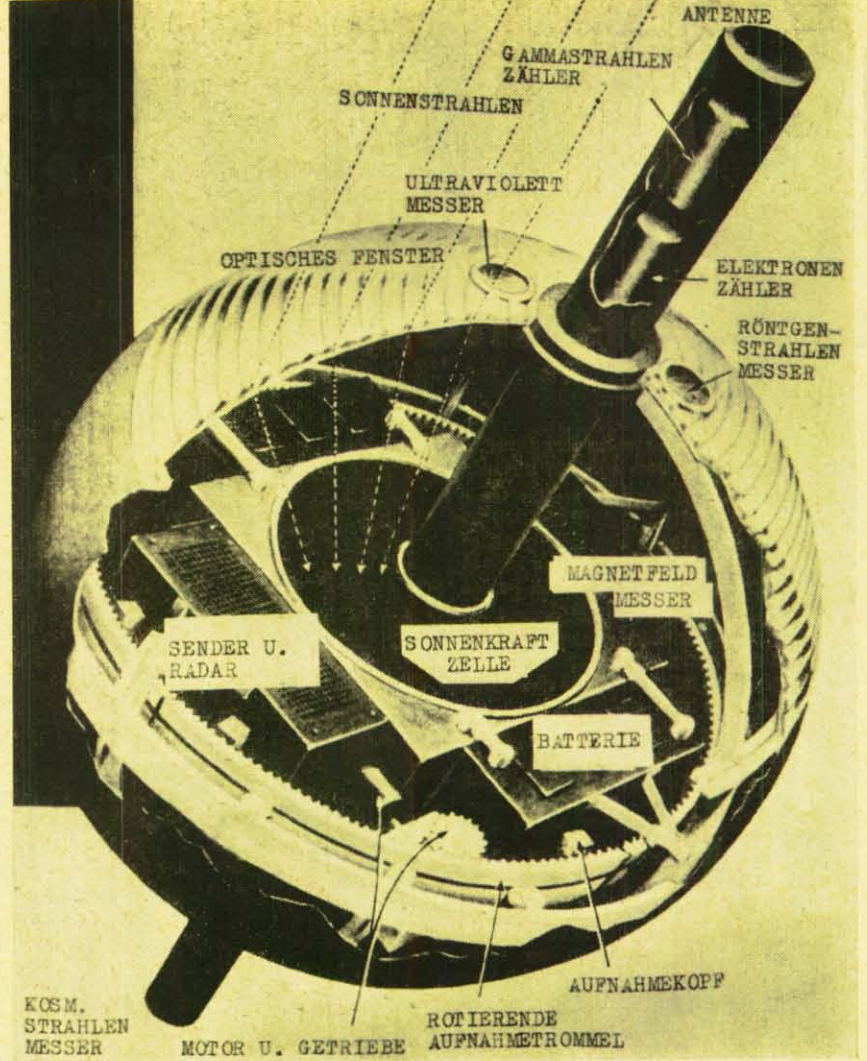
Die Rückkehr aus dem „Raum“ auf die Erde wird für künftige Weltraumfahrer das schwierigste Problem auferworfen. Es soll mit Hilfe einer „vierten Stufe“ gelöst werden. Walt Disney hat die Planskizze nach fachmännischem Rat für seinen Farbfilm „Der Mensch im Weltall“ zeichnen lassen. Sie zeigt die genauen Größenverhältnisse und die Lage der Brennstofftanks und Raketenmotoren jeder einzelnen der vier Stufen. Hydrazin und rauchende Salpetersäure sollen den Antrieb besorgen. Aber damit sind noch nicht alle Fragen der Rückkehr gelöst. Weltraumschiffe würden beim Eintritt in die Lufthülle der Erde einer Erhitzung auf 1350 Grad ausgesetzt sein. Aber die Raumexperten sind überzeugt, daß sie alle Schwierigkeiten meistern können.

Mit einzelnen Facetten des Spiegels könnte man große Städte im großen Stile nachts beleuchten. Keine Lampen und keine durchgebrannten Sicherungen mehr! Wenn der Spiegel hoch genug fliegt, bewegt er sich auch ausreichend langsam, so daß dieses künstliche Himmelslicht nicht nach kurzer Zeit Himmelslicht würde.

Mit stärkerer Konzentration könnte man störende Eisberge abschmelzen. Das würde seinerseits das Klima und das Wetter beeinflussen. Um beim Eis

zu bleiben: Der Weg nach Spitzbergen und Nordsibirien könnte eisfrei gehalten werden. Nebenbei würde man das Klima der arktischen Gebiete erheblich verbessern. Man würde damit Petrus, der sich in dieser Hinsicht in den letzten Jahrzehnten schon einige Mühe gegeben hat, recht ordentlich unter die Arme greifen.

In unseren Breiten würde man im Frühjahr Wetterstürze und Kälterückschläge verhindern, im Herbst etwas gegen die Nachfröste unternehmen. Für



Das ist „die Maus“ — nach Angaben des Physikers Professor S. F. Singer von der Universität Maryland (USA) gezeichnet — mit den wichtigsten Bauteilen und der hauptsächlichsten Instrumentenausstattung der geplanten amerikanischen Erdtrabant. „Die Maus“ hat einen Durchmesser von 60 cm und wiegt etwa 100 Pfd.

Obst- und Weinrenten ganzer Länder wäre das oft ein Segen.

Vom Wetter war schon die Rede. Man könnte es noch nachhaltiger beeinflussen. Es ist vorstellbar, daß man mit dem Spiegel die Zugstraßen der Hoch- und Tiefdruckgebiete beeinflussen könnte. Aus der Wetterprognose würde ein echter Wetterdienst. Wenn es irgendwo an Regen mangelt, könnte man mit einem künstlichen Tiefdruckgebiet einspringen. Regenmacher mit Flugzeugen und Silberjodid würden

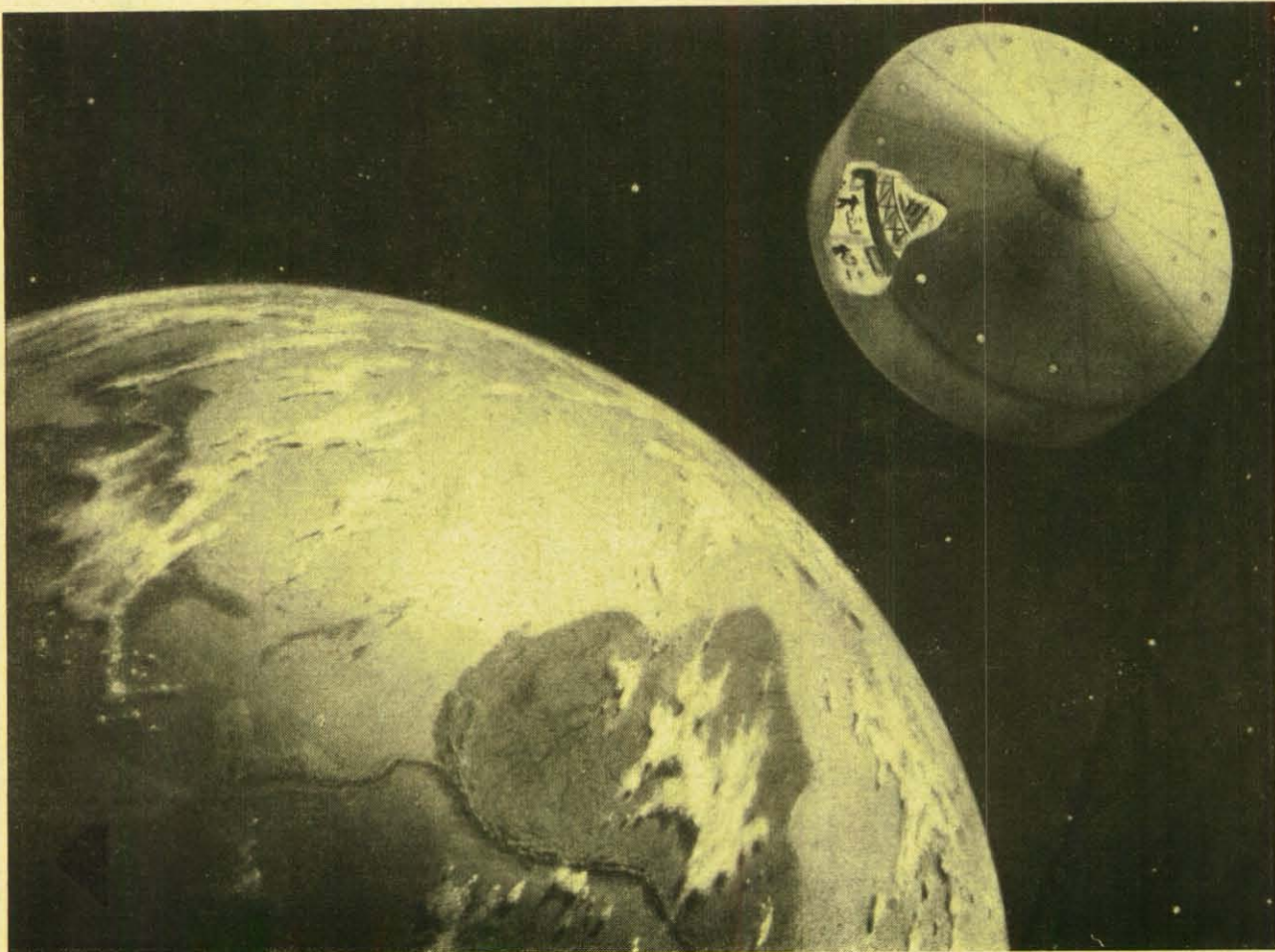
dadurch allerdings arbeitslos werden. Dafür würde die Wettermacherei nun erst wirklich funktionieren.

Aus dem Kaspischen Meer könnte man Wolken für Zentralasien herausholen, in Serbien und Südfrankreich Bora und Mistral bekämpfen. Alle diese und manche anderen Aufgaben könnte ein Weltraumspiegel gleichzeitig erfüllen.“

Und was würde so ein Weltraumspiegel kosten? Schwierig Oberth sagt: „Die Antwort ist schwierig; es ist wie bei den Kosten der Weltraumfahrt überhaupt. Sie hängen noch allzu sehr von der ständig fortwährende Entwicklung ab. Millionenobjekte von heute können morgen schon ganz preiswert sein. Jede schöpferische Idee eines genialen Ingenieurs oder Wissenschaftlers kann von der großen Gesamtrechnung eine Null wegstreichen. Und bekanntlich kommt es bei Rechnungen sehr auf die Nullen vor dem Komma an.“

Aber niemand soll sagen, ich wollte mich um die Antwort auf die Frage nach den Kosten drücken! Hier ist das Ergebnis meiner Aufrechnung: Unter Zugrundelegung gegenwärtiger Pläne und Möglichkeiten würde ein Spiegel mit 100 km Durchmesser rund 10 Milliarden Mark kosten. Zu viel? Aber bitte, rechnen Sie doch einmal nach, was ein mittlerer oder kleinerer Krieg zu einem pflegt; ich meine nicht einmal die Weltkriege, welche die Geldbörsen des Homo sapiens ein bißchen mehr strapaziert haben. Ein Jahr friedlicher Aufrüstung kostet auch meistens

Ein menschlicher Vorposten im Weltall? Nach der Meinung zahlreicher Wissenschaftler kann es sie bald geben. Major Alexander P. de Seversky, der Konstrukteur dieses „bemannten Mondes“, ist einer der prominenten amerikanischen Luft- und Raumfahrtspioniere. Er glaubt fest daran, daß der Mensch den Raum erobert.





mehr als 10 Milliarden Mark. Es kann natürlich sein", meint Oberth resignierend, „daß man eben wegen der Aufrüstung kein Geld für Weltraumprojekte übrig hat.“

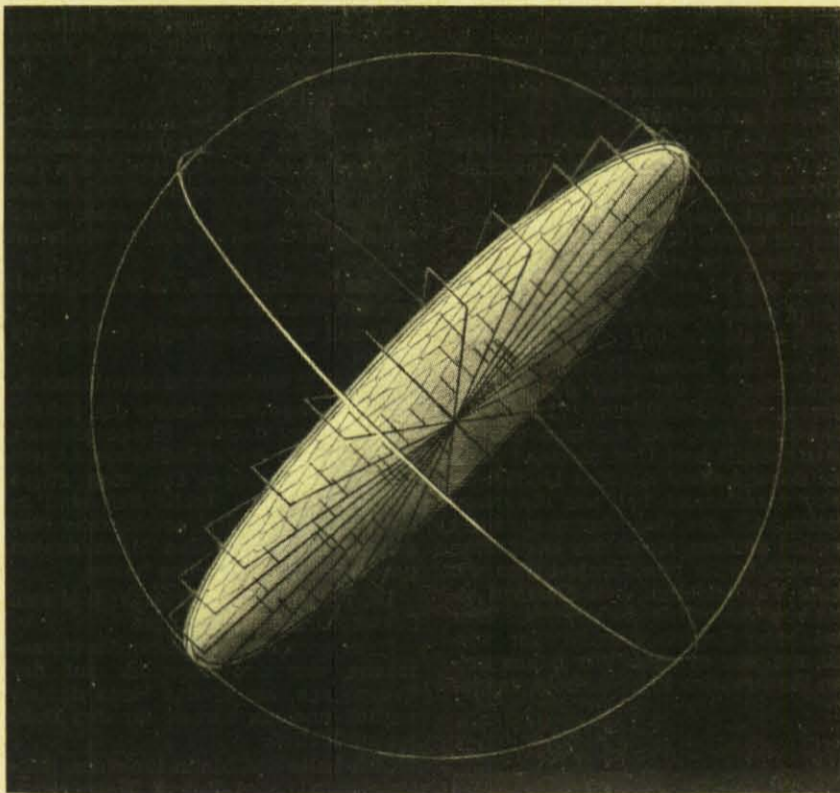
Aber wahrscheinlich täuscht er sich hier. Es sieht so aus, als würden zumindest die USA und Rußland die größten Anstrengungen machen, um die Weltraumfahrt so schnell wie möglich in Gang zu bringen.

★

Seit der „Rote Mond“ auf seine Bahn geworfen ist, gilt als sicher, daß — was die Technik angeht — die Schwierigkeiten groß, aber nicht unüberwindlich sein werden, und daß die Weite des Weltraumes, die bis jetzt nur Tummelplatz der schöpferischen Phantasie von Ingenieuren (und von Verfassern utopischer Romane) gewesen ist, jetzt langsam in die irdische Wirklichkeit einbezogen werden muß.

Medizinische Spezialstationen im Raum, physikalische Laboratorien, astronomische Beobachtungsposten, Forschungsinstitute jeder Art sind in ganz und gar vernünftigen und tech-

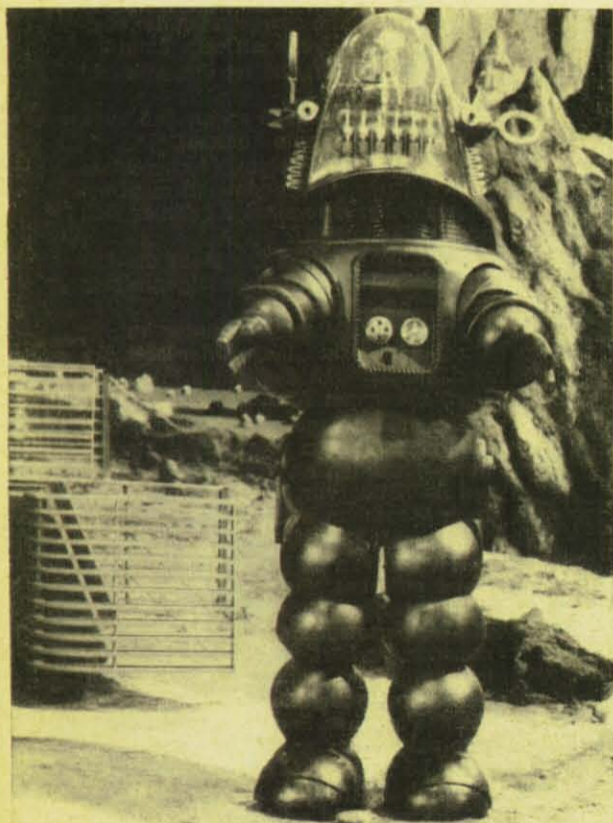
Fortsetzung Seite 18



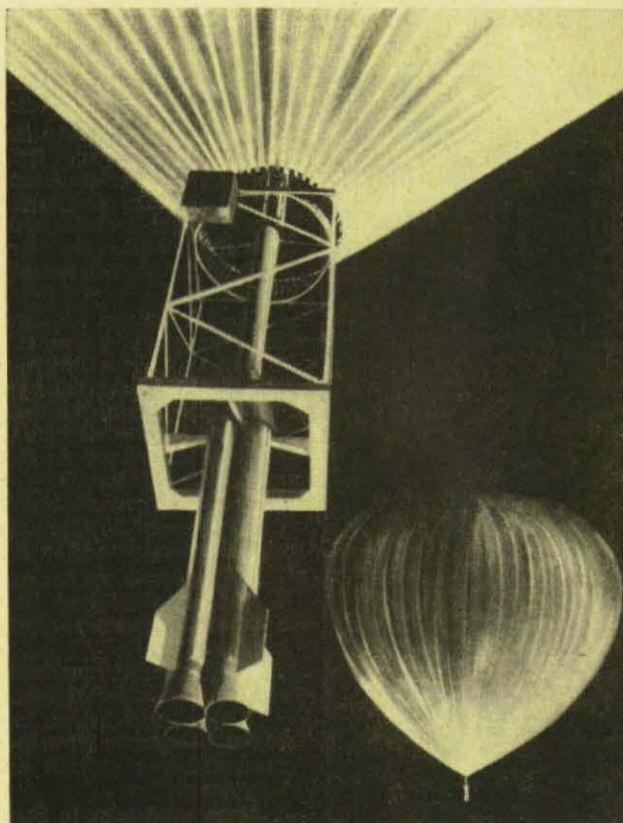
Der utopische Film hat sich längst des dankbaren Stoffes der Weltraumfahrt bemächtigt. Er läßt Raumschiffe zu fernen Planeten starten und die Besatzungen tollkühne Abenteuer bestehen. „Alarm im Weltall“ heißt der Streifen der Metro-Goldwyn-Mayer, dem wir dieses Bild entnommen haben. Die Besatzung eines Raumschiffes, das mit Lichtgeschwindigkeit durch die Sternwelt saust, um nach Überlebenden einer verschollenen Expedition zu suchen, erlebt die Welt der Gestirne am Bildschirm. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Wie mögen sich nun einmal die wirklichen Weltraumflüge abspielen?

Stufen ins All

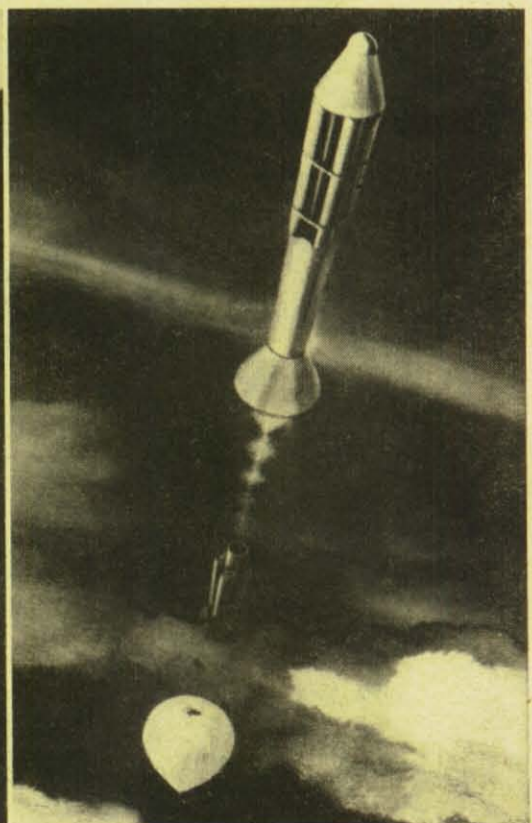
Sogar der Bau eines Weltraumspiegels ist nach Professor Oberth möglich. Er müßte nach dem Prinzip der künstlichen Monde um die Erde kreisen, um die eingefangene Sonnenenergie in großem Stile für die Energiewirtschaft auf der Erde nutzbar zu machen. Mit ihrer Hilfe könnte man beispielsweise Eisberge abschmelzen, das Wetter beeinflussen, das Klima in den arktischen Regionen verbessern. Durch entsprechende Stellung der Facetten wäre es möglich, die Sonnenenergie auf jeden gewünschten Punkt zu konzentrieren. Und die Kosten? Für einen Spiegel mit 100 km Durchmesser — etwa 10 Milliarden Mark.



Und der Weltraumanzug? Amerikanische Weltraummediziner arbeiten für die einzelnen Wehrmachtteile an der Lösung der Probleme, die der Raum für den menschlichen Körper bereit hält. Ob der „Weltraummensch“ so aussehen wird wie dieser Roboter-Star aus Hollywood?



Neun Meter lang und fast eine Tonne schwer, soll diese Mehrstufenrakete von einem Riesenshuttle 34 km hochgeschleppt werden. Dort wird dann von einer vierröhrigen Grundrakete der eigentlichen Weltraumrakete eine Vorschubgeschwindigkeit verliehen, die sich bis auf 27 000 km/st steigern soll. Man erwartet, daß die Endrakete eine Höhe bis zu 10 000 km erreicht. Unser Bild zeigt links den Raketensatz an der Gondel des Ballons, rechts die Endrakete beim Flug in den Weltraum, nachdem der gesamte Antriebssatz der Rakete den Ballon einfach von unten her durchstoßen hat.



Verräter in der

2. Fortsetzung

Wünsche, das gleiche! Kein Händedruck, kein Wort sonst. Harry Gold ist ausgestiegen, ist irgendwohin gegangen. Dr. Klaus Fuchs bleibt noch eine Weile im Wagen sitzen.

Er vermißt diesen Raymond nicht.

Er fühlt sich befreit. Das lästige Kuvert ist nicht mehr in seiner Rocktasche. Es steht irgendwohin reisen. Wohin, das weiß auch Dr. Klaus Fuchs, Pastorensohn aus Leipzig, nicht genau. Aber ihn geht das nichts mehr an.

Keine Macht der Welt kann ihn für den Verrat noch zur Rechenschaft ziehen. Er ist abgeschlossen, ausgelöscht damit.

Vom Januar 1944 bis zum Herbst 1945 hat der Verrat gedauert. Achtzehn Monate also nur. Doch vier Jahre später, als Mr. William Skardon in Harwell bei Dr. Fuchs vorspricht, als dieser Dr. Fuchs darum bittet, doch diese Unterredung — falls sie nicht wichtig ist — bis nach Weihnachten zu verschieben, stehen die Monate schon vergessenen achtzehn Monate wie eine dunkle Wolke vor ihm.

„Was M 15 ist, das wissen Sie doch, Doktor“, hat Mister William Skardon, der Sicherheitsbeamte, gesagt.

„Na, Sie fragen ja komisch“, hat Dr. Klaus Fuchs gelächelt. Doch zehn Minuten später ist dies Lächeln auf seinem bleichen Gesicht erstorben:

Man weiß alles von Santa Fé bis zu Parker's Saloon am Harlem River von New York!

Man hat ihn gefangen, den schlaunen Fuchs!

Man hat ein unsichtbares Gitter um ihn gezogen, den Leiter der britischen Atomforschungsstelle!

„Es geht jetzt nicht mehr um Sie,

Herr Dr. Fuchs“, sagt man immer wieder im Verlauf der pausenlosen Vernehmungen. „Es geht nicht mehr darum, das zu untersuchen, was Sie getan haben. Sie haben es gestanden. Und Sie haben es später zu verantworten! Wir müssen den Mann finden, mit dem Sie zusammengearbeitet haben. Er ist frei. Deswegen ist er gefährlich. Sie, Dr. Fuchs, sind ein Werkzeug gewesen. Aber die Drahtzieher sind noch frei. Sie arbeiten weiter. Was Sie bei Ihnen erreicht haben, können sie morgen anderswo ebensogut erreichen. Hören Sie, Dr. Fuchs, wir müssen die Fäden des Netzes finden, in dem auch Sie gehangen haben!“

Dr. Fuchs könnte schweigen. Er könnte jegliche Auskunft verweigern. Er tut es seltenerweise nicht.

Bereut er ehrlich?

Regt sich in diesem Menschen plötzlich das Gefühl dafür, etwas Ungeheuerliches getan zu haben?

„Ich habe geglaubt, der Kommunismus sei etwas Gutes. Heute weiß ich, daß das nicht stimmt. Die Sache ist falsch, das ist es!“

Sind diese Worte des Dr. Fuchs echt? Meint er sie ehrlich?

„Vor uns, meine Herren“, so sagt Edgar Hoover, der Chef des FBI, zu seinen Chefdetektiven, „liegt die schwerste Aufgabe, die man uns jemals gestellt hat! Und niemand kann uns dabei helfen! Als das Lindbergh-Baby verschwand, half uns die ganze Nation. Als die Gangster ausgerottet werden mußten, stand das anständige Amerika hinter uns. Heute haben wir keine Verbündeten, weil niemand etwas von unserer Jagd ahnen darf. Nur fünf, hohe Regierungsmitglieder wissen, um was es geht. Wir haben keinen Fingerabdruck, kein Photo, es gibt

Dr. Klaus Fuchs, ein Emigrant aus Deutschland, der in Amerika am Manhattan-Projekt als Leiter der englischen Forschergruppe teilgenommen hatte, ist als Verräter überführt. Er enthüllt dem englischen Detektiv William Skardon, daß er in Santa Fé die wichtigsten Geheimnisse der Atom- und Wasserstoffbomben seinem Mittelsmann „Raymond“ in einem Briefumschlag übergeben hat. Jetzt geht es um Raymond, den großen Unbekannten der als Harry Gold entlarvt wird, jetzt geht es um die Hintermänner des großen Spionageringes.

keinen Spitzel, der uns etwas zutragen kann. Das Vorstrafenregister hilft uns gar nichts. Jeder Mann auf der Straße kann unser Mann sein!“

Wirklich jeder Mann?

Was weiß die FBI von dem Unbekannten, der sich Raymond genannt hat und durch dessen Hände das Geheimnis der Atombombe nach Moskau gelangt ist? Nicht viel. Aber doch etwas. Ein Chemiker soll er vielleicht sein.

Man beschreibt ihn als Vierzigjährigen mit dunklem Haar.

Er soll umgänglich sein. Soll Kinder lieben.

Erspricht einwandfrei amerikanisch.

Aber schon hier gehen die Bekundungen auseinander. Einige meinen, er habe doch fremdländischen Akzent gesprochen. Einige? Das mag etwas übertrieben sein. Schließlich sind es doch nur ganze drei erwachsene Personen, die den großen Unbekannten gesehen und gesprochen haben.

Dr. Fuchs, seine Schwester und sein Schwager, die Heinemanns.

Dazu noch ein Bekannter der Heinemanns, der den Besucher auf der Treppe sah, als er das Haus damals verließ und ein Kuvert für den Doktor zurückließ.

„Ich halte den Mann für einen Bakteriologen“, sagt Robert Heinemann. „Wahrscheinlich hat er einen Job an einer großen New Yorker Kolonialwarenhandlung gehabt! Von Philadelphia hat er auch gesprochen. Und den Kindern wollte er einen Experimentierkasten für Chemiker schenken!“

„Ich habe den Mann für einen Chemiker gehalten“, sagt Dr. Fuchs. „Auf keinen Fall ist er ein Kernphysiker gewesen, das hört man doch bald heraus. Aber er hat technisches Wissen gehabt. Wie alt? Etwa vierzig, und gut 1,75 Meter groß. Rundes Gesicht und untersetzt!“

„Er hat meinen Kindern sogar Bonbons gegeben, die er in der Tasche hatte“, sagt Frau Christel Heinemann. „Er war verheiratet und sagte, er habe selbst zwei kleine Kinder. Sonst hätte er doch auch wohl keine Bonbons in der Tasche gehabt. Aussehen? Mittelgroß, dunkles Haar!“

Kann man mit diesen Aussagen etwas anfangen? So sehen mehr als zweimal Hunderttausend in den USA aus!

„Wir müssen auf der größten Breite beginnen“, rät Edgar Hoover seinen Männern. „Fangen wir mit den Chemikern an!“

„Ich habe vorgearbeitet“, meldet sich einer der Detektive.

„Allein 1945 haben in New York 75 000 chemische Firmen einen Konzessionsantrag gestellt und bewilligt bekommen!“

„Dann muß man in Santa Fé sämtliche Fremden kontrollieren, die in den fraglichen Tagen um die Übergabe des letzten Kuverts dort gewohnt haben“, verlangt der Chef des FBI.

Etwa achtzig Detektive reisen auf verschiedenen Routen nach New Me-

xiko. Sie befragen die Reiseagenturen. Sie lassen sich die Passagierlisten der Fluggesellschaften, der Buslinien, der Schlafwagenzentrale geben.

Vom Palace-Hotel bis zur kleinsten Absteige werden alle Meldeformulare eingezogen und zur Prüfung nach New York geschickt. Das ergibt etwa 1600 namentlich festgestellte Personen, die in 48 Staaten der USA auf 7,7 Millionen Quadratkilometern wohnen. Handlungsreisende, Hochzeitspaare, Ausflügler, Einzelgänger — eintausendsechshundert Recherchen sind notwendig in fast allen Städten der USA.

In eintausendsechshundert Wohnungen erscheint ein Detektiv, läßt sich genau die Unterlagen geben, warum dieser Mister Smith oder Miller in Santa Fé war.

Aber er, der große Unbekannte, kann ja auch in Albuquerque übernachtet haben. Die paar Autokilometer machen ihm vielleicht nichts aus. Also auch dort recherchieren!

Im Franciscan Hotel in der Central Street 601 sieht der Portier den Detektiv fragend an, der aufmerksam das vom Boden geholte Fremdenregister prüft.

„Haben Sie denn nähere Anhaltspunkte?“ fragt er neugierig.

„Jetzt nach fünf Jahren ist es nicht einfach...“

„Wir haben keine näheren Anhaltspunkte“, sagt der Detektiv, „außer daß es ein Mann gewesen ist, der vielleicht vierzig Jahre alt sein kann.“

„Ja, mein Gott, da ist die Auswahl groß!“

„Sehr groß, so groß sogar, daß auch Sie es gewesen sein könnten!“

Der Portier schweigt. Er hat verstanden. Allzu viele Fragen sind nicht am Platze. Aber eine einzige kann er sich nicht verkneifen:

„Warum schämen Sie nicht die Öffentlichkeit ein? Man liest gar nichts in den Zeitungen!“

„Das ist es eben, was unter keinen Umständen geht“, lächelt der Detektiv und klemmt sich das ganze Fremdenbuch unter den Arm.

Die größte Jagd, die jemals in den USA nach einem Verbrecher durchgeführt worden ist, vollzieht sich mitten im Alltag von Millionen ahnungsloser Menschen völlig geheim.

Mehr als dreihundertsechzig Personen haben von 1944 bis 1950 in diesem Haus gewohnt. Einige ein paar Wochen, andere Jahre. Sämtliche Gäste des Appartementhauses müssen vernommen, verhört, vorher aber erst einmal aufgespürt werden. Manche sagen gerne aus, andere haben Furcht, daß kleine Vergehen, Ehebrüche, Geschäftsmanipulationen ans Tageslicht kommen. Lächerlich! Man winkt mit der Hand ab. Es geht um mehr.

„Um was geht es denn?“

„No comment!“

Im Hauptquartier der FBI laufen unzählige Fäden zusammen, die niemand sieht.

Recherchen Santa Fé: Es steht fest, daß der Unbekannte in den fraglichen



Harry Gold wurde als gefährlicher Mittelsmann entlarvt. Unter dem Decknamen „Raymond“ hatte er von Dr. Klaus Fuchs 1944 und 1945 laufend Aufzeichnungen über Geheimnisse der Atom- und Wasserstoffbomben erhalten und weitergeleitet. Mit drei Jahren war H. Gold, der Sohn eines Warschauer Kunsttischlers, nach Amerika gekommen. Wegen fortgesetzter Spionage wurde der Vierzigjährige zu dreißig Jahren Gefängnis verurteilt.

Schlingen

Schicksale im Kampf um die Geheimnisse der Atombombe

Tagen und Nächten dort nicht gewohnt hat. Also ist er nur wenige Stunden in New Mexiko gewesen. Kam von außerhalb.

Recherchen im Hause 128 der 77. Straße von New York: Der Gesuchte hat dort niemals gewohnt, auch keine anderen verdächtigen Personen.

Sämtliche amerikanischen Reisebüros legen ihre Abrechnungen vor, was in den Tagen um den 19. September 1945 für Kunden Fahrkarten, Flugscheine oder Bustickets nach New Mexiko gekauft haben. Es sind Tausende, und diese Tausende werden haargenau ermittelt, sie bekommen seltsamen Besuch, der genau wissen möchte, was man rund um Santa Fé gewollt hat. Resultat: Keiner dieser Menschen hat irgend etwas mit einem gewissen Dr. Fuchs zu tun, dessen Name aber niemals genannt wird.

Aus den versiegelten Säcken aller Fahrkartenabnahmen der USA werden sämtliche Billets ausgesondert, die in Santa Fé ausgegeben worden sind. Die Masse ist zu groß, um daraus einen unheimlichen Unbekannten wenigstens nach seinem Ziel festzustellen.

„Was wissen wir?“ sagt Edgar Hoover, der Chef des FBI in jenen Tagen bei einer Besprechung. „Wir wissen nur, daß der Mann, den wir suchen, um die Vierzig ist, daß er wahrscheinlich Chemiker ist...“

„Eine Möglichkeit gibt es,“ meint Edgar Hoover. „Wir knüpfen uns alle Chemiker einmal vor, die irgendwann einmal in den Verdacht geraten sind, vielleicht Kommunisten zu sein.“

„Wie viele sind es nun noch?“ fragt Edgar Hoover.

„Genau 24, Chef!“

Edgar Hoover fährt mit dem Finger die Reihe hinab und hinauf. Viel ist mit diesen Namen nicht anzufangen! Da sind russische Emigranten, da gibt es die üblichen Millers, die Parkers, die Smiths, da gibt es einen Harry Gold...

Als Dr. Fuchs im Gefängnis das Photo von Harry Gold vorgelegt bekommt, wirft er nur einen kurzen Blick darauf und schüttelt dann den Kopf:

„Nie gesehen!“

Keiner der beiden Detektive, die seine Antwort hören, verrät mit einem einzigen Blick, einer Geste oder gar einem Wort, daß in diesem Augenblick für die Männer der FBI eine Hoffnung zusammenbricht.

Man hat aus Millionen etwa hunderttausend ausgesucht, man hat hunderttausend auf 1500 zusammenschumpfen lassen. Aus diesen anderthalb Tausend sind schließlich 24 geworden, bis endlich dieser Harry Gold nachgeblieben ist. Und jetzt sagt der einzige Mensch, der ihn entlarven könnte, er habe ihn nie gesehen!

Am 15. Mai 1950 erscheinen am Tor der Poliklinik von Philadelphia zwei freundliche Herren. Sie möchten Herrn Harry Gold sprechen.

„Den Chemiker, der die Abteilung für Biologische Forschung leitet?“

„Genau den, wenn es irgend ginge,“ erklären die beiden höflichen Besucher.

Man leitet sie durch verschiedene Flure zu einem Wartezimmer. Niemand erscheint.

Sollte der Mann, nach dem Hunderte von Beamten monatelang gesucht haben, noch in letzter Sekunde die Flucht ergriffen haben?

Plötzlich öffnet sich die Tür des Laboratoriums. Freundlich lächelnd steht Harry Gold vor den beiden Herren.

„Sie wünschen?“

„Wir kommen von der FBI, Herr Gold, und müßten einige Fragen an Sie richten!“

Harry Gold weiß von nichts. Einen Klaus Fuchs hat er nie gesehen. Im Süden der Vereinigten Staaten ist er nie gewesen. Selbstsicher bietet Harry Gold den Detektiven an, seine Wohnung zu durchsuchen.

Während die beiden Männer nun schon seit einigen Stunden jede Schublade durchstöbern, sitzt Harry Gold scheinbar sorglos in seinem Lehnstuhl.

Plötzlich hält ihm einer der Detektive einen Stadtplan von Santa Fé vors Gesicht.

Harry Gold springt auf, als habe man ihm einen Dolch in den Rücken gebohrt. Er steht vor dem Detektiv. Nicht als Drohender, nicht als Feind. Eher als durchgeschütteltes Nervenbündel: „Ich bin es gewesen — ich habe von Fuchs das Material bekommen!“

Elf heiser hervorgestoßene Worte! Elf Worte, die schwerer als Blei wiegen!

Dann wirft er sich in den Sessel zurück. Sitzt vornübergebeugt, leer wie ein Schlauch, mit stierem Blick und schwer atmend.

Aus dem unwirklichen Schatten, den man zwischen Millionen Menschen gesucht hat, aus diesem Phantom des Verrats, ist mit diesen Worten ein Mensch geworden. Der große Unbekannte ist gefunden. Er ist weder groß noch gefährlich. Ist ein kleiner vor Erregung zitternder Chemiker, ein zusammengebrochenes Stück Mensch, das von einem hysterischen Hustenanfall gequält wird und um Wasser bittet.

Eine halbe Stunde später hat einer der Detektive die direkte Leitung mit dem Hauptquartier der FBI in New York auf dem Polizeipräsidium von Philadelphia bekommen.



Julius Rosenberg konnte kurz vor seiner Flucht verhaftet werden. Viele Fäden der Atomspionage liefen bei ihm und seiner Frau zusammen. Die Hintermänner „Joe“ und „Sam“, der russische Vizekonsul in New York, Yakovlew, und der Russe Semenow, konnten entkommen, bevor der amerikanische Sicherheitsdienst zugriff. Rosenberg, ein Sohn russischer Einwanderer, war bereits als Schüler der kommunistischen Partei beigetreten.

„Der Chef persönlich? Also, Harry Gold ist überführt! Kein Zweifel mehr!“

Was sagt der Boß in New York?

„Nett, mein Lieber, aber wir wußten es schon seit genau sechzig Minuten. Hatten heimlichen Film nach London geschickt. Wie bitte? Ja, Bewegungsstudien von Harry Gold, in den letzten Tagen gemacht. Fuchs hat danach Gold sofort wiedererkannt. Ja, tut mir leid. Aber doppelt genäht, hält besser. Wir sind einen wichtigen Schritt weiter, nicht wahr?“

Nur einen Schritt weiter? Noch nicht am Ende? Keineswegs!

Ein höherer russischer Konsulatsbeamter wird verhaftet:

„Ich habe fast vierzehn Jahre als Vermittler zwischen verschiedenen Agenten und den höchsten Gewährsmännern gearbeitet. Ich habe die Nachrichten, die Dr. Fuchs an Harry Gold gab, dann an die Rosenbergs gegeben. Bei ihnen liefen alle Fäden zusammen. Sie spannen das Netz, in dem wir alle zappelten. Das Spiel ist nun zu Ende. Keine Macht der Welt kann mich noch

zwingen, nicht mein Gewissen zu entlasten!“

Als man das Ehepaar Julius und Ethel Rosenberg verhaftet, stehen die Koffer bereits gepackt auf dem Flur. Die Reiseroute liegt fest: man wollte über Mexico City nach Prag fliegen. Nur um wenige Stunden kommt die FBI den beiden wichtigsten Agenten zuvor.

Klaus Fuchs und Harry Gold erhielten langjährige Gefängnisstrafen. Die Rosenbergs, die eigentlichen Drahtzieher des Spionageringes, werden zum Tode verurteilt.

Nach der Urteilsverkündung begann jedoch erst der „Fall Rosenberg“. Von undurchsichtiger Seite gesteuert, setzte ein wahrhaft gigantischer Feldzug für diese beiden Verräter ein. Die öffentliche Meinung wurde mobilisiert. Der Prozeß mußte siebenmal erneut aufgerollt werden. Viermal hatte Präsident Eisenhower eine Begnadigung abzulehnen, bevor die Hinrichtung vollstreckt werden konnte.

ENDE



Ethel Rosenberg wurde wie ihr Mann wegen Spionage zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde mehrmals angefochten und erst 1953 vollstreckt. Unser Bild zeigt die Rosenbergs im Staatsgefängnis Sing-Sing.

Anschließend an die Reportage „Schicksale im Kampf um die Geheimnisse der Atombombe“ blenden wir in unsere Serie „Der Mensch greift in Gottes Werkstatt“ ein hochaktuelles Thema ein und bringen die Fortsetzung unseres Exklusiv-Berichtes „Stufen ins All“, der in diesem Heft auf Seite 2 beginnt.

König läßt sich alle sechs Monate, die Prinzen und die reichen Scheiks lassen sich einmal im Jahre das ganze Mobiliar ihrer Paläste erneuern.

Buran ist mit der Königin, der ersten der vier Frauen des Königs, befreundet und auch mit allen Prinzessinnen und großen Damen des Landes.

Durch sie werde ich in die verschlossensten Harems der Welt eingeführt, in denen Frauen leben, die haselnußgroße Diamantcolliers und Kleider aus echtem Goldlamé tragen. Durch Buran komme ich auch zu Arabiens Vizekönigin, Um Haled, der ersten der vier Frauen des Finanzministers Abdullah Soliman.

Eines Abends aber, als ich ein Fest der Vizekönigin verlasse, werde ich dem Mann begegnen, der mich nach Mekka bringen wird.

Die Pariser Haute Couture weiß es zwar schon lange, ich aber erfahre es erst in Dschidda: die Frau zieht sich für die Frau an. Die Aufregung in den reichen Harems ist heute groß, denn morgen findet das Fest der Vizekönigin endlich statt, zu dem natürlich kein Mann eingeladen ist.

Welches Kleid? und dazu welche Schmuckgarnitur, die Brillanten, die Rubine? Smaragde auf keinen Fall, die sind stark aus der Mode.

Die Damen fahren immer wieder nach Mekka, wo die beiden besten Schneiderinnen des Landes leben und wo die Stoffe spottbillig sind, denn die Araberin, als Kind eines großen Handelsvolkes, feilscht und handelt gerne, aus reinem Zeitvertreib und aus Lebensfreude.

Meine eigenen Toilettesorgen sind anderer Natur, denn ich habe überhaupt kein passendes Kleid. Aber seit ich keine Kamera mehr habe, spare ich mir jeden Tag das Geld für Filme. Also fahre ich mit Burans Mutter, die sich gut auskennt, in den Souk und wirklich, wir entdecken sofort einen entzückenden blauen Stoff mit zarten Goldstickereien. Es sind die berühmten Stoffe, die nur in Mekka erzeugt werden und spottbillig sind. Burans Mutter kämpfte im Schweiß ihres unter dem Schleier unsichtbaren Gesichtes eine halbe Stunde lang um einen Preisnachlaß von drei Rials. Dann aber erhalte ich den ganzen Stoffrest von sieben Metern genau um ein Pfund Sterling — und wie soll da eine vernünftige Frau der Versuchung widerstehen, nach Mekka zu fahren!

Im Hause Chibib sitzen Burans Freundinnen und bei Kaffee und Eiscreme besprechen sie lebenswichtige Angelegenheiten:

„Also bitte, keine Perlen, die tragen heute nur mehr die Sklavinnen . . .“
„Nein, ein knöchellanges Cocktailkleid ist gar nicht mehr modern . . .“ Als sie aber meinen Stoff sehen, breiten sie ihn am Boden aus und gemächlich und heiter, wie es ihre Art ist, schneiden sie daran, bis sogar eine Doppelglocke entsteht, das schwerste Kunststück, wie ich glaube. Nur ein einzigesmal muß ich probieren, dann geht es zur elektrischen Nähmaschine und unter Plaudern und Lachen wird das Kleid fertiggenäht. Meine Hilfe wird als nicht brauchbar dankend abgelehnt, obwohl ich ursprünglich europäischen Fleiß tragen Haremsdamen vorführen wollte.

Später gehen wir alle in einer kleinen Autokarawane auf Haremsbesuch. In der Altstadt Dschidda, wo jede reiche Familie ein ganzes Haus besitzt, wird das unterste Stockwerk von Dienern und Sklaven bewohnt, die Tag und Nacht Wache halten und, wenn ich so sagen darf, die fehlende Hausglocke ersetzen. Der erste Stock ist für die Männer reserviert, falls sie einmal ihre Freunde empfangen wollen. Alle oberen Stockwerke samt offenen und vergitterten Terrassen gehören aber den Damen und sind natürlich viel schöner und eleganter, als die Räume der Männer.

In den modernen Villen der Peripherie sind alle Gartenzimmer sowie der Garten selbst, der von hohen Mauern umgeben ist, Harem, also heilig. Ich habe oft bei Damenparties gesehen, wie der müde Hausherr bei seiner Heimkehr den Garten mit raschen Schritten und abgewandtem Gesicht

durcheilte und rasch im Innern der Villa verschwand. Oft dehnen sich solche Damenparties bis spät in die Nacht aus, so daß der arme Mann überhaupt nicht in seinen eigenen Garten kommt.

„Die Europäer schreiben und glauben meist das Gegenteil, aber in Arabien ist der Mann der Sklave seiner Frauen“, sagte mir oft Herr Chibib, Murans Vater. „Ich habe zwar nur eine Frau, weil ich mit ihr besonders zufrieden bin, sie hat mir auch zwölf Kinder geboren und alle großgezogen. Sie war auch nicht billig, ich habe für sie eine Mitgift von 1000 Goldpfund zahlen müssen, ohne daß ich sie vor der Hochzeit gesehen hätte. Sie aber hat mich oft genug gesehen, sie kam sogar manchmal in mein Geschäft, verschleiert, und sprach mit mir, ohne daß ich wußte, wer sie war.“

Ja, die Männer haben es in Arabien bestimmt nicht gut. Als ich mich einmal nach einer Haremspartie vom Hausherrn verabschieden wollte, fand ich ihn in dem von den Damen verlassenen Speisezimmer; er stand mit seinen Freunden in einem Winkel und verschlang hastig die von uns zurückgelassenen spärlichen Speisereste.

So wandern wir von Harem zu Harem, und überall werden uns schon die Kleider für morgen gezeigt; zu meiner großen Überraschung haben viele der millionenreichen, aber handelstüchtigen Damen denselben Stoff gekauft wie ich, jede natürlich im Glauben, als einzige die „einmalige Gelegenheit“ entdeckt zu haben. Als Buran endlich beim fünften Haremsbesuch sich nicht mehr zurückhalten kann und verrät, daß schon die halbe Stadt das gleiche Kleid hat, ist die Bestürzung ungeheuer. Fertige Kleider gibt es in Dschidda keine, ein schon gesehenes Kleid morgen zu tragen, ist undenkbar, also sofort nach Mekka, um dort den Stoff einzukaufen und der Schneiderin zu bringen.

„Nehmen Sie mich doch mit“, schlage ich lachend vor, denn es ist von mir nur scherzhaft gemeint. Die Damen aber, jetzt viel zu sehr mit ihren Toilettesorgen beschäftigt, finden meinen Vorschlag gar nicht auffallend, mir klopfte plötzlich das Herz bis zum Hals, mein Gott, das wäre eine Möglichkeit. Ich glaube, daß ein „Haremwagen“, der einer bekannten muselmanischen Familie gehört, als unverdächtig die Kontrollen passieren kann. Ich schleiche mich aus dem Zimmer, eile rasch in mein Hotel, um mir die Melaia und den Schleier zu holen. Wenn Gott mir hilft, wird es mir jetzt gelingen.

Obwohl die Frau hier sehr fromm ist, genau wie der Mann, ist sie „Ungläubigen“ gegenüber viel toleranter. Sie denkt über Religionsfragen nicht sehr viel nach.

„Eine Europäerin“, sagt sie, wenn sie mich sieht; der Mann aber denkt: eine Christin oder gar eine Ungläubige.

In den Garten zurückgekehrt, lege ich rasch Melaia und Schleier an und steige dann schweigend in den wartenden Haremswagen. Der Chauffeur grüßt mich höflich und fällt dann wieder in seinen Halbschlummer zurück. Ich aber sitze hinter den geheimnisvollen, sehr teuren „Haremsscheiben“, die mich für die Außenwelt unsichtbar machen, für mich jedoch durchsichtig sind, und warte . . .

Jetzt kommen sie endlich aus dem Garten, vier Frauen, alle tief verschleiert, und nehmen neben mir Platz, ohne mich viel zu beachten. Dann setzt sich der Hausknecht neben den Chauffeur und gibt ihm den Befehl:

„Ila el Maki“, nach Mekka.
Der Wagen setzt sich in Bewegung, während die Damen angetregt wieder über ihre Toilettesorgen sprechen.

Ich wage kaum zu atmen. Schon haben wir Bab el Maki überquert und gleiten auf dem leuchtenden Goldstreifen der Mekkastraße mit höchster Geschwindigkeit dahin.

Die Damen haben längst Abey und Schleier abgelegt, nur ich bin ein schwarzer Schatten geblieben.

Plötzlich stockt eine der Frauen mitten im Gespräch, blickt auf meine sommersprossigen Hände und sagt ganz verblüfft:

„Marcella!“
Dann lacht und kichert der ganze



Fast alle diese Kinder, die im Herzen Arabiens geboren sind und auch dort leben, sind keine Araber. Ihre Eltern zählen zu den „importierten“ Sklaven und Sklavinnen.

Wagen. Ich hätte wieder einmal versucht, mich nach Mekka zu schmuggeln, ganz Dschidda lache schon über meine „Mekkasucht“.

Was soll ich machen? Ich lache mit, während der Wagen kehrt macht und mich nach Dschidda zurückbringt.

★

Nun ist es soweit. Frau Chibib trägt ein grünes, mit echten Goldfäden gewirktes Kleid; die sechzehnjährige, gertenschlanke Buran sieht in Weiß und Gold sehr hübsch aus. Beide Stoffe, die ein kleines Vermögen an reinem Goldgewicht darstellen, sind ein Geschenk der Königin.

„Inschallah, gehen wir“, sagt Frau Chibib.

In dem kleinen Vorgarten warten zehn junge Sklavinnen, um den Gästen der Vizekönigin Abey und Schleier abzunehmen. Sie alle tragen lange, seidene Kleider und viel Gold und Perlenschmuck dazu, denn Sklavinnen zu sein, ist ein recht einträglicher und bequemer Beruf in Saudi-Arabien. Man darf also mit dem Wort „Sklave“ keine Vorstellung nach Onkel Toms Hütte verbinden.

In Dschidda ist der Sklavenmarkt streng geheim, in Er Riad aber, der Hauptstadt des Landes, konnte ich mehrere Sklavenhändler sprechen und viel Interessantes erfahren.

„Ein junger, fescher Sklave, auch wenn er chauffieren kann, kostet höchstens 500 Pfund, der Mindestpreis für eine Frau aber ist 700 Pfund“, sagte mir der Sklavenhändler Fahad Chalani, als ich ihn in seinem Hause besuchte. Im Augenblick hätte er nur zwei Damen auf Lager, die seit Wochen in gemühtlichem Nichtstun auf einen Käufer warteten. Um 700 Pfund eine alte, dicke Negerin, die ich nicht einmal geschenkt genommen hätte, und der man ansah, daß ihre tägliche Beschäftigung aus Naschen und Schlafen bestand. Die zweite war eine junge Mulattin, die nett aussah, aber auf einem Auge erblindet war.

„Gerade deshalb ist sie teurer, sie kostet 1400 Pfund. Hübsche Sklavinnen bringt man schwer an, denn die Damen des Hauses lassen nicht zu, daß sie gekauft werden. Schöne Sklavinnen sind aber überhaupt nicht zu verkaufen, denn da sind die Männer eifersüchtig. Leichter verkäuflich sind häßliche Männer, dann kommen die Blinden, weil sie die Frauen nicht sehen können, am teuersten sind aber die Eunuchen. Es ist auch üblich, Eunuchen, die ja keine Sünde kennen, dem Haram, dem heiligen Tempel um die Kaaba, zu schenken, damit sie dort Ordnung und Sauberkeit halten.“

Zuerst hatte mich Herr Chalani für eine Käuferin gehalten, als er aber merkte, daß ich nur eine neugierige Besucherin war, schickte er seine beiden Sklavendamen weg und schüttelte mir sein Herz aus.

„Es ist kein richtiges Geschäft mehr heute, die Sklaven wissen ganz genau, daß sie sofort frei werden, wenn sie offiziell zum mohammedanischen Glauben übertreten, denn der Koran erlaubt nicht, daß ein Moslim Sklave sei. Dieses Gesetz nützen besonders die Männer aus, die dann zu den Amerikanern als Erdölarbeiter gehen.“

„Woher kommen eigentlich die Sklavinnen?“

„Aus dem Innern Afrikas, es müssen aber Waisenkinder sein; sie dürfen nicht geraubt, sondern müssen von einem Verwandten regelrecht verkauft werden. Sonst und besonders, wenn die Eltern des Sklaven noch leben, hat er das Recht, sich an den König zu wenden, der ihn sofort befreien wird.“

„Welche Rechte hat der Herr über seine Sklavinnen?“

„Grundsätzlich alle, er kann sie sogar strafflos töten, wenn er behauptet, sie hätten Gott gelästert. Er kann die Kinder einer Sklavin verkaufen, auch wenn er selbst der Vater ist. Aber solche Fälle kommen höchst selten vor. Den Sklaven geht es sogar meist so gut, daß sie oft eingebildet werden. Um zu einem großen Herrn zu gelangen, muß man meist einige Sklavinnen passieren und diese mit Backschisch und Geschenken gnädig stimmen. So bringt es oft ein Sklave zu einem Auto und einigen Häusern. Viele Arbeiter in Europa leben bestimmt nicht so bequem und sorglos wie mancher Sklave.“

Das kann ich selbst bestätigen, nachdem ich Hunderten von Sklaven und Sklavinnen auch in Irak und Kuwait begegnet bin.

Selten aber habe ich so glückliche und hübsche Sklavinnen gesehen, wie diese, die uns den Weg zu Um Haled, der Vizekönigin, weisen, die heute einen Empfang gibt, weil der Sohn der zweiten Frau ihres Mannes morgen heiraten wird. Diese zweite Frau heißt Um Abd ul Azim, was Mutter von Abd ul Azim bedeutet, so wie Um Haled Mutter von Haled heißt. Es ist ein grober Verstoß gegen die guten Sitten, eine saudi-arabische Frau mit ihrem Vornamen, zum Beispiel Dela, Nura, Rabab, zu nennen. Sie wird immer nur als Tochter von . . . oder Mutter von . . . bezeichnet, und wenn ich meine kleine Buran mit diesem Vornamen nenne, so geschieht dies nur, weil sie es mir ausdrücklich erlaubt hat.

Die Vizekönigin, eine junge, herbe Beduinenschönheit, trägt ein sehr gewagtes, schulterfreies Brokatkleid und ein Brillantenkollier von unbeschreiblicher Reinheit und Schönheit. Die erste Frau eines Mannes muß nicht unbedingt die älteste sein, sie kann auch die jüngste und letzte Frau sein, die er geheiratet hat. Den Titel verdankt sie entweder ihrer vornehmen Herkunft oder der besonderen Liebe ihres Gatten.

Der große, schattige Garten vor uns ist ein Stück orientalisches Märchenland. Fortsetzung folgt

IM ERNSTFALL...

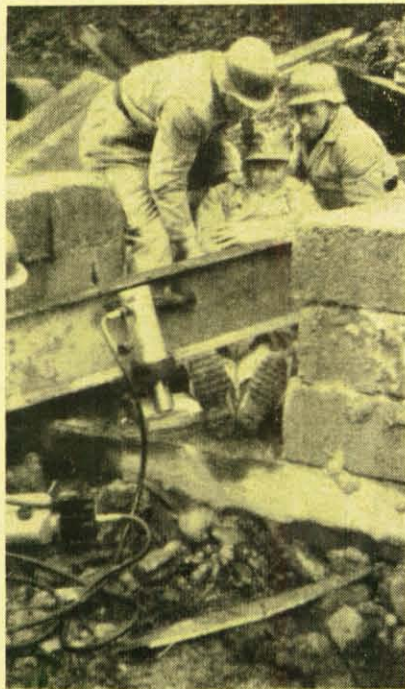
Wenn es zu einer Katastrophe käme, müßten ausgebildete Kräfte für Strahlennachweis, für Entgiftung, Bergung und Instandsetzung vorhanden sein. Was steht zu unserem Schutz zur Verfügung?



Noch liegt die Staubwolke der Detonation über dem Gelände. Da hält mit knirschenden Bremsen der Gerätekraftwagen. Aus seinem Innern springen die Männer des Bergungstrupps, um unverzüglich an der Trümmerstelle die Suche nach Verschütteten aufzunehmen. Jeder von ihnen führt alles notwendige Gerät in einer Trageausrüstung mit sich. Jeder kennt jeden Handgriff. Jeder ist genau auf den anderen eingespielt. Darin liegt die Gewähr, daß diese Männer jederzeit auch rasch und sachkundig helfen können.



ABC-Kampfstoffe, also chemische oder bakteriologische Giftstoffe, könnten möglicherweise in Kriegsfällen verwendet werden. Auch dagegen weiß der Luftschutzhilfsdienst Rat. In entsprechender Schutzkleidung machen sich Helfer an die Entgiftung.



Die motorisierte Stichsäge hilft, wenn Holzdecken heruntergebrochen sind und darunter Menschen wie in einer Falle gefangen sitzen. In wenigen Sekunden schneidet der geübte Helfer einen Einstieg, durch den er die Verschütteten erreicht.



Mit schädlichen Gasen füllen sich nach Explosionen oft Räume, in denen Verschüttete eingeschlossen sind. Dann tut Eile besonders not, wenn die Rettung noch zur rechten Zeit eingreifen wollen. Sie müssen mit Preßluftatmern versehen sein.

Unsere Bilder von der Ausrüstung und von der Ausbildungsarbeit der Bundeswehr in Marienthal an der Ahr lassen an Wirklichkeitsnähe nichts zu wünschen übrig. Von diesem auf einen möglichen Ernstfall abgestimmten Realismus sind auch die von der Bundesanstalt für zivilen Luftschutz veranstalteten Arbeitstagungen getragen. Dort werden leitende Helfer des Bundesluftschutzverbandes über neuzeitliche Luftkriegsmittel, ihre Leistungen und Auswirkungen, über Kernstrahlen, ihren Ursprung und ihren Nachweis und über die Auswirkungen atomarer Detonationen unterrichtet. Man erörtert die Möglichkeiten zum Schutz der Menschen vor allen neuzeitlichen Kampfmitteln sowie Maßnahmen für Lebensmittelschutz und Wasserhygiene unter atomaren Gesichtspunkten. Der praktischen Anwendbarkeit dienen Planbesprechungen an Hand sorgfältig erarbeiteter Unterlagen, die aus einer umfassenden Luftschutzanalyse einer deutschen Stadt gewonnen wurden. Hierbei kommen alle Maßnahmen zum Schutz der Zivilbevölkerung, vom Warn- und Alarmdienst bis zum Abtransport und zur Betreuung von Schwerverletzten zur Sprache; denn der zivile Bevölkerungsschutz muß allen Möglichkeiten Rechnung tragen, die im Falle einer Katastrophe eintreten können. Im Vordergrund steht der Mensch, dessen Leben es zu schützen gilt!



Auf der Spur der Strahlen. Im Zeitalter des Atoms besteht immer und überall die Gefahr radioaktiver Verseuchung. Es ist in diesem Fall notwendig, den Grad der Radioaktivität zu messen, um feststellen zu können, ob das Gelände ohne Gefahr für Leib und Leben betreten werden kann. Das besorgen besonders geschulte Helfer mit Strahlen-Nachweis- und Strahlen-Meßgeräten, von denen die Stärke der Strahlung angezeigt wird.



Bei der Bergung kommt es auf Schnelligkeit des Einsatzes an. Dabei darf auch schwieriges Gelände kein Hindernis bieten. Die Bergungseinheiten werden mit sogenannten Katastrophenschnelltruppwagen befördert, die selbst über Stock und Stein sicher fahren.



Der Herr „Präsident“ persönlich verschafft sich hier mit der Glocke Gehör. Edgar N. hat in seiner Berliner Schule die Schülermitverwaltung aufgezogen. Trotz seines Amtes ist er bescheiden geblieben.

Ein Präsidenten-Lehrgang hilft den jungen Menschen und führt sie in ihre Aufgabe ein. Denn reden können, einen Standpunkt klarmachen und einen Beweis antreten können, dies alles will gelernt sein.

Ist die Schülermitverwaltung ein Problem für das Elternhaus?

Auch der Präsident muß gehorchen

Als der Präsident Heinrich K. seine Wohnung betrat, bekam er eine schallende Ohrfeige. „Wenn du weiterhin meine Verbote mißachtest“, sagte ein Herr, der ihm an Größe und Kraft weit überlegen war, „so wirst du schon merken, wohin das führt.“ Der Präsident rieb sich die Wange, dachte an seine Würde und schwieg. Die Angelegenheit war ihm verteuftelt unangenehm und überhaupt nur deshalb zu überstehen, weil ihn seine Wähler in dieser Situation nicht sehen konnten.

Der Präsident — er ist 13 Jahre alt — war seinen Eltern über den Kopf

gewachsen. So sagten die Eltern. „Er ist ein Pfundsjunge!“, so sagten die Mitschüler. „Mag sein“, entgegneten die Eltern, „aber deshalb darf er nicht großwahnstänig werden. Was setzt man auch den Kindern mit der Schülermitverwaltung für einen Floh ins Ohr! Sie werden mit den Lehrern auf eine Stufe gestellt! Sie sollen sich ihren Unterricht selbst gestalten! Sie haben mitzureden! Sie werden gewählt und schimpfen sich Präsident. Das muß so einem Bürschchen ja in den Kopf steigen.“

Die Eltern haben so unrecht nicht, aber die Dinge sind anders gedacht

und sehen im allgemeinen auch ganz anders aus. Nicht jeder „Präsident“ wird großwahnstänig. Lassen wir die Kirche im Dorf. Für viele Kinder ist das Leistungserlebnis anspornend für immer größere Leistungen. Außerdem: Kinder wählen instinktiv die „Richtigen“, die Ernsthafte, Fleißigen, Anständigen. Diese „echten“ Präsidenten also werden immer echte Söhne ihrer Eltern bleiben und die Grenzen wirklicher Überlegenheit anerkennen. Ein gutes Schulbeispiel ist der 13jährige Edgar. Vater und Mutter sind berufstätig, der Junge ist sich oft und viel selbst überlassen. Diese Selbständigkeit aber hat er nicht ausgenutzt, sondern gut angewandt. Schon nach kurzer Zeit intensiver Bemühung um alle Aufgaben seiner Schule schickte man ihn zu einem Lehrgang für Präsidenten. Zurückgekommen, reorganisierte er die Schülermitverwaltung seiner Schule in Berlin-Tegel von Grund auf. Begeistert wählte ihn die Schulgemeinde zum Präsidenten. Nachdem Edgar schon monatelang dieses Amt innehat, wissen seine Eltern noch nichts davon. Er will nicht damit protzen, er ist überhaupt kein Prahler, sondern ein intensiver Arbeiter.

Die verantwortlichen Stellen sind sich inzwischen darüber klargeworden, daß „Schülermitverwaltung“ ein schlechter Begriff ist. „Schülermitverantwortung“ wäre besser.

In geheimer Wahl werden die Vertrauensschüler der Klassen sowie auch die Präsidenten der einzelnen Schulen gewählt. Die Stimmauszählung, die unter Aufsicht eines Lehrers stattfindet, ist sehr spannend.



Gehorchen lernen muß auch der „Präsident“ — doch ungerne würde er sich vor seinen „Wählern“ so sehen lassen. Aber wer die Hose stramm gezogen haben muß, dürfte eigentlich für den verantwortungsvollen Posten ohne weiteres ausscheiden.



Ordnung zu halten ist eines der Ziele, das sich die Schülerselbstverwaltung gestellt hat. In den durch Schichtunterricht überfüllten Schulen kann nur mit Disziplin noch Ruhe und Ordnung gehalten werden.

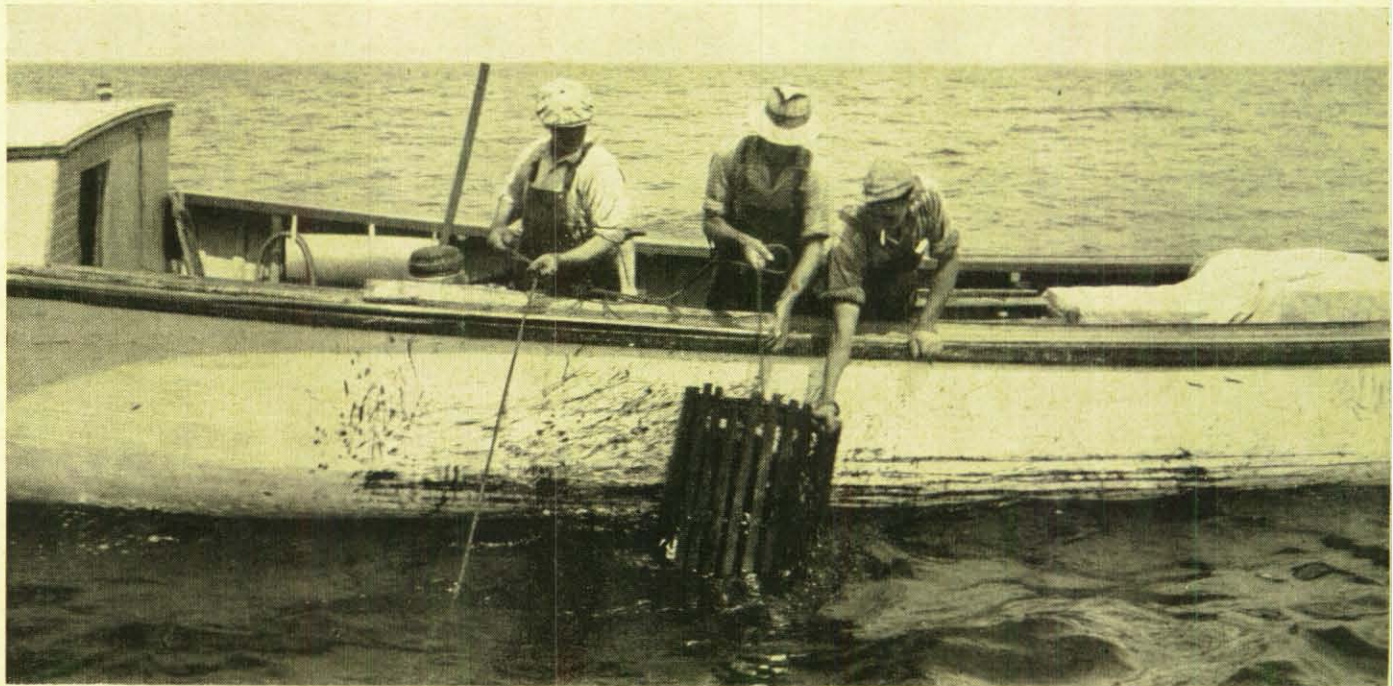




Beim Morgengrauen Hummerjagd im St.-L.

Irgendwo inmitten einer sagenhaft alten Felsspalte oder unweit eines rostigen, verschlammten Schiffswracks liegen die Fangkästen der Hummerfischer. Bei Anbruch der Dunkelheit kommen die scheuen Räuber aus ihren Verstecken hervor und spüren die Fischköder auf, immer auf der Jagd nach wehrlosen Meeresbewohnern. Zu spät merkt der Hummer, daß er in eine Falle geraten ist, aus der ihn erst am nächsten Morgen die Fischer befreien werden, um dann seinem Leben ein Ende zu bereiten. Hummer ist ein begehrter Leckerbissen.

▲ **Nach dem Hummerfang** ist das Tageswerk der Fischer noch lange nicht beendet. Die Tagesbeute muß sortiert und abgewogen werden. Ferner ist es sehr wichtig, daß man sich mit den Einkäufern über den Preis einigt. Ist dies alles geschehen, beschäftigen sich viele Hummerfischer bis zum Anbruch der Dunkelheit noch mit der Reparatur und der Neuanfertigung von Fangkästen und Bojen. Die Jungens machen eifrig mit, denn sie sind auch im jugendlichen Alter den Männern unentbehrliche Helfer. Auf diese Weise lernen sie ihren späteren Beruf schon „von der Picke auf“.



► **In den Jagdgründen** angekommen, kontrollieren die Hummerjäger zunächst die einzelnen Fallen, die sie am Vortage ausgelegt haben. Für die etwa 50 000 Fischer, die entlang der 5000 Kilometer langen Küste der kanadischen Atlantikprovinzen ihre „Bänke“ haben, ist diese Arbeit eine der ersten Hauptbeschäftigungen während eines langen, arbeitsreichen Tages. Nach Leerung der Fangkästen werden diese mit neuen Ködern versehen und wieder in die Tiefe gelassen. Holzbojen mit Markierungen aus großen Zweigen und Ästen kennzeichnen die vielen Fallen.



Bis zum Einbruch der Nacht wird die für den nächsten Fangtag benötigte Ausrüstung an windgeschützten Stellen in der Nähe des Hafens aufgestapelt. Sorgsam wird jedes Stück gezählt und überprüft, damit am nächsten Morgen gleich alles griffbereit zur Hand ist. Die Verladung der Fangutensilien in die Boote darf dann nicht zuviel Zeit in Anspruch nehmen. Viele Hummerjäger arbeiten nach einem bestimmten Plan und kreisen das Gebiet, wo sie mehrere Tiere vermuten, systematisch ein.

Jeden Morgen das gleiche Bild: Wenn alle Vorbereitungen getroffen und die Motoren noch einmal überprüft sind, stoßen die ersten Boote vom Kai des kleinen Hafens ab und manövrieren sich aus dem Becken hinaus. Wenige Minuten später folgen 10, 20, 30 weitere Boote und nehmen Kurs auf den weiten Golfstrom. Die kleine Hummerflotte ist zu einem neuen Fangtag ausgelaufen.

beginnt die Hummern-Ström

Der ZB-Reporter war dabei



40 Millionen Pfund
Delikatesse jährlich



Der schmackhafte Meeresbewohner wird gewöhnlich bis zu zehn Pfund schwer bei einem Alter von 16 Jahren. 40 Millionen Pfund Hummer im Werte von 50 Millionen DM werden an der kanadischen Atlantik-Küste alljährlich gefangen.



Das Sortieren der Tagesbeute ist nicht ganz einfach. Abgesehen davon, daß man etwas vom Gewerbe verstehen muß, um die Tiere in die einzelnen Güteklassen einzuordnen, muß der Fischer sich vor den gefährlichen Kneifzangen hüten.



Im Hafen erwartet werden die Fischer meistens schon von den Einkäufern großer Konservenfabriken und Delikatessengeschäfte. Wenige Stunden nach der Landung befinden sich die Tiere schon in Spezialkühlbehältern in Autos und Flugzeugen auf dem Weg in das Landesinnere oder über die Grenzen hinaus. Ein ausgewachsener Hummer wird bis zu 40 cm lang. Das Weibchen legt alle zwei Jahre bis zu 60 000 Eier, die es ein Jahr lang bebrüten muß. Der größte Hummer, der bisher an der ostkanadischen Küste gefangen wurde, wog 45 Pfund und wurde im Jahre 1935 in der Nähe von Virginia Capes aus dem Meer gefischt.



Flinke Hände verarbeiten das zarte, wohlschmeckende Fleisch im ganzen Land in einer Reihe von Prozessen zu einer der geschätztesten Delikatessen, die auf den erlesenen Speisekarten internationaler Hotels und Restaurants zu finden sind. Etwa zur gleichen Zeit, wo dies geschieht, sinkt über die kleinen Fischerdörfer an der kanadischen Küste wieder die Nacht hernieder, verlöschen die letzten Lichter in den Hütten und Häusern dicht am Wasser, um wenige Stunden später dann wieder zu neuem Leben zu erwachen.





Ein Schreckgespenst für Kinder? Keineswegs! Den Tränensäcken geht es hier zu Leibe. Eine heiße Kamillenpackung soll sie vertreiben. Gute Dienste leistet bei dieser Prozedur ein Leinentuch, in das vorher sorgfältig zwei Atemlöcher geschnitten worden sind.



Vitamine für die Haut

Unser Gesicht braucht:

Masken, Packungen und Massagen

Frucht- und Kräutersäfte verschönen, glätten und verjüngen die Haut. Schon Kleopatra, Königin der alten Ägypter, wußte das und handelte danach. Ihr tun wir's nach. Denn wir fanden heraus, daß die wohltuende Wirkung dieser Säfte auf ihren Vitamingehalt zurückgeht. Vitamine aber sind wertvoll. Sie in die Hautpflege einzubeziehen, ist darum höchst zweckmäßig.

Dienerin der Schönheit in Ruhestellung! Dreißig Minuten heißt es auszuharren. In dieser Zeitspanne wirkt diese Kasein-Packung, die aus ungesalzenem Quark und Wasser zusammengerrührt wird, wie eine milde Schädkur. Die oberste, abgestorbene Hautschicht löst sich ab, eine stärkere Durchblutung setzt ein, die in der Maske enthaltenen Vitamine straffen das Hautgewebe. Danach gründlich erst lauwarm, dann kalt abwaschen.



Zart und rosig, wie ein „Baby im Samtbettchen“, muß ein Ohr aussehen. Damen reiferer Jahrgänge sei darum geraten, zur Abendveranstaltung ein wenig Rouge auf das Ohrfläppchen zu tupfen. Die verräterische Partie unterhalb der Ohrmuschel wird durch eine Puderschicht verdeckt. Neben der täglichen Waschung mit lauwarmem Seifenwasser tun dem Ohr Bürstenmassagen gut.



Gurkenscheiben wirken Wunder. Sie glätten die kleinen Fältchen, die sich so leicht um Augen und Nase einkerben. Das heißt es nutzen, besonders zur Gurkenzeit.



Mohrrüben, fein gerieben und mit Zitronensaft vermischt, ergeben diese Fruchtmaske. Sie reinigt und verengt die Poren.

WEGLOSE FLUCHT

Der Mann, der seinem Schicksal entgehen wollte

12. Fortsetzung

Und so wurde ihm bedeutet, daß die Auskunft für die Akten erschöpfend war. „Im nächsten Jahre“, meinte der Protokollführer, in dem er den blauen Deckel zuklappte, in dem Naudeaus soldatisches Schicksal eingeschlossen war, „berichten Sie uns wieder als Auslandskorrespondent, wie sich der Friedensengel in Deutschland niederläßt.“ Arnold versprach es, erhob sich vom Stuhl und ging grüßend hinaus mit einem Gefühl, das jenem ähnelte, das er damals in Lustenau erlebt hatte.

Er hatte nun keine Lust mehr, den Tag und den Abend in Zürich zu verbringen und sich der Stadt zu freuen, so wie er sich's vorgenommen hatte. Die kaltblütige Leere war gewichen, die Spannung hatte einer matten Freude Platz gemacht, und neben die Freude war das neue Eigenartige getreten, jenes Gefühl, das er sich nicht zu deuten vermochte und das zu verwerfen ihm nicht gelang. Als er schon lange im Zug saß, der dem Gotthard entgegenkletterte, fiel es ihm endlich ein, mit was sich das Neue vergleichen ließ: er erinnerte sich jener Scham, die er als Kind empfunden hatte, wenn ihn Erwachsene seines Aussehens wegen mit einem Mädchen verglichen hatten. O diese brennende Scham! Er war kein Mädchen; er war Arnold, ein Junge, ein werdender Mann, und er hatte nicht Angst wie die Mädchen, wenn es galt, Mut zu beweisen...

Jean indessen, der alte Mann, der schon vieles gesehen und vieles in seinem langen Leben gedacht hatte, fand es großartig, daß alles so glatt gegangen war.

„Ich wußte ja“, sagte er, und seine blauen Augen suchten den Anflug eines Lächelns in dem ernstesten Gesicht des andern, „daß man Sie in Ruhe lassen wird.“

XXVI.

Es wurde wieder hoher Sommer. Still hüllten sich die Gärten des Tessins voller dunkler Rosen und vielfarbigen

Bei einem Bombenangriff wird der Schweizer Schriftsteller Naudeau Rollé, der beste Freund des deutschen Fronturlaubers Arnold Heim, in Hamburg getötet. Heim, der den Freund tot auffindet, übergibt einem Friedhofswärter die nötigen Ausweispapiere. Dabei kommt es zu einer Verwechslung: Der Alte trägt nicht Rollés, sondern Heims Namen in das Totenregister ein. Damit ist Heim, den Urkunden nach, gestorben. Tatsächlich fährt er aber mit den Ausweisen seines toten Freundes in die Schweiz, nach Castagnola, dem Familienwohnsitz der Rollés. Jean, dem alten Diener des Hauses, vertraut er sich an. Sie beschließen, daß Heim unter Jeans Obhut die Beendigung des Krieges abwarten solle. Heim wird daher als Naudeau Rollé polizeilich gemeldet und lernt eines Tages Helen, die anmutige Tochter seines Nachbarn Poßhard, kennen. Er liebt das Mädchen vom ersten Augenblick an, wagt aber nicht, es in sein Geschick einzubeziehen. Durch den Verleger Kocher wird er zur Niederschrift seiner Erlebnisse angeregt. Mit Helen zusammen unternimmt er eines Tages eine Bergwanderung. In einem Hotel, das von dem Ehepaar Rocher verwaltet wird, finden sie Unterkunft und verhelfen einem deutschen Soldaten zur Flucht über die Schweizer Grenze. Nach einigen glücklich verlebten Tagen fahren sie zurück, und Arnold Heim reist nach Bern, wo seine Kriegsdiensttauglichkeit von einer Sachverständigen-Kommission genau überprüft wird.

Phloxes in heißes Schweigen. Die fleischigen Blätter der Zitrone, der Mispeln und der Feigen warfen ihre Schatten über die Marmorfiguren, die Jean zum ersten Male wieder seit Jahren in den Park gestellt hatte. Der Lorbeer und die Myrte dufteten schwer. Es war wieder der seltsame Zauber dieser Mittagslandschaft, der durch die offene Terrassentüre Arnold umging, wenn er von der Arbeit aufsaß.

Seit Tagen war er wieder mit der Niederschrift seines romanhaften Schicksals beschäftigt, lauschte in sich hinein, gab sich Erinnerungen hin, beschwor versunkene Bilder und mahnte sich zum Wesentlichen, wenn ihn die Beschreibung der warmen, weichen Welt zum schweifenden Verweilen lockte.

Manchmal schreckte er auf und lauschte in die Ferne, wo irgendwo das Schicksal immer schneller rollte. Die ungünstigen Nachrichten über Deutschland häuften sich. Die Russen drangen stetig vor, und die alliierten Streitkräfte, die in die Normandie gewor-

fen wurden, drohten alles einzudrücken und den Verteidigungsgürtel der Deutschen zu durchbrechen.

Es war Anfang Juli. Dann kam der Tag von Avranches: die dritte amerikanische Armee überflutete den deutschen Damm, ein Ozean von Macht und Kraft brach herein, der deutsche Atlantikwall zerriß in Stücke. Der Anfang vom Ende war nun auch hier gekommen, das beschworene Schicksal erfüllte sich, und die ganze Welt startete auf den Wettlauf der westlichen und östlichen Völker hin zum Mittelpunkt, das Deutschland hieß. Der vierte Akt des Dramas hatte begonnen, eilte mit zunehmender Geschwindigkeit daher, heiß verwirrend, atemraubend schnell, dann wieder stockend, mit nervösem Zucken und rotem Schlachtenlärm, der selbst die abgeschirmte Stille um Arnolds neue Heimat überzitterte.

Sein Buch hatte nicht mehr lange Zeit. Das wußte er. Der Bleistift fuhr über das Papier, so wie die Hand Gottes über die Menschen fuhr. Er war nicht sicher, wer sein Werk zuerst vollenden werde.

Wenn Arnold nicht arbeitete, dann grübelte er. Er wußte nicht mehr, ob er Rechtes tat, wenn er so dasaß auf der Friedensarache und die Fluten steigen sah. Er dachte jetzt wieder oft an die ferne Heimat, er sah die Felder und die Wälder jenes östlichen deutschen Landes, er sah die erdfarbenen Bataillone der russischen Soldaten und fragte sich, ob es nicht an ihm gelegen sei, die zu Hause zu warnen und ein klein wenig zu beschützen. Aber da war sein Buch, das er vollenden mußte, um einmal das Schattenspiel seiner Tage aufzuklären, und da war Helen, und da war Jean mit den weißen Haaren und dem ruhigen Lächeln, und da war Poßhard, der über die Menschen

Copyright: Prometheus-Verlag, Gröbenzell

die Achsel zuckte, und da war die Grenze...

Und oft kamen ein Abend und eine Nacht, wo die sprühenden Girlanden der Leuchtkäfer die zirpenden Wiesen überanzten, und da es ihn nicht zu Hause hielt.

XXVII.

Es war um acht Uhr abends so heiß, daß die Männer ihre Leinenjacken auszogen und auf die freien Korbstühle legten. Sie saßen wieder auf der Dachterrasse unter den bunten Lampions. Arnold freute sich, Nobile anzutreffen. Nur Frau Poßhard fehlte, weil sie Kopfschmerzen hatte.

„Ich bleibe heute mal auf dem Faulbett liegen, wenn Sie gestatten“, entschuldigte sich Herr Poßhard, der sich auf einem flachen Liegestuhl hingestreckt hatte.

„Wir sind ja sozusagen unter uns, in der Familie“, wandte er sich an Arnold und dankte Lisi, die ihm Kissen unter den Nacken schob. Helen rollte ein Tischchen heran, auf dem Eis und Getränke standen.

„War heute ein heißer Tag“, sagte Poßhard und entkorkte eine Flasche. „Hier habe ich einen Graves, gerade recht gekühlt. Haben jetzt noch siebenundzwanzig Grad. Heute nachmittag siebenunddreißig im Schatten. Wie haben Sie den Tag verbracht, Naudeau?“

Arnold, zwischen Helen und Lisi sitzend, erzählte, daß er nicht viel fertiggebracht habe in der Hitze.

„Herr Nobile wird wenig Verständnis für soviel Faulheit haben“, wandte er sich an den Lächelnden und nahm die Flasche, die ihm Poßhard reichte. Während Arnold allen einschenkte, erzählte Nobile, daß auch im Rathaus in Lugano wenig gearbeitet worden sei. „Von der Piazza della Riforma stieg die Hitze hoch“, erzählte er, „da lieben wir es gut sein. Ich wurde schläfrig — ich habe wach geschlafen. So hilft man sich im Amt.“

„Ihr werdet alles nachholen. Eine Zigarre gefällig?“ Vater Poßhard stützte sich auf und ließ sich mit einem Seufzer der Erleichterung wieder zurückfallen.

„Das letztendlich waren wir allein hier oben und spielten Schach. Zwicken Sie ab... So, hier ist Feuer!“

„Ja“, bestätigte Arnold und zündete sich die Zigarre an. „Inzwischen bin ich weit herumgekommen. Mit Helen auf den Generoso. Es war prachttvoll. Dann Zürich und Bern.“

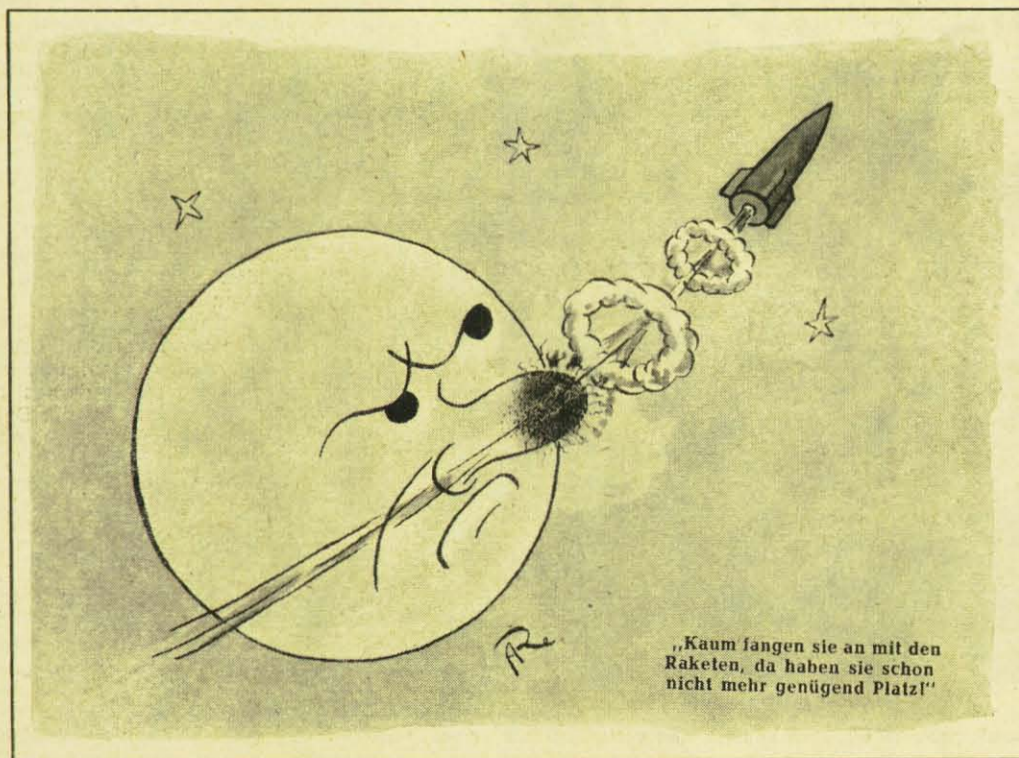
„Helen erzählte uns“, warf Nobile ein, „Lisi und ich beneideten Sie um die Bergtour. Wir sollten alle miteinander mal hinauf. Im Herbst, wenn es kühler wird, wenn ich Urlaub habe...“

„Um gefährliche Abenteuer zu bestehen, so wie wir!“ unterbrach Helen und griff nach ihrem Glas. Lisi fragte neugierig:

„Abenteuer habt ihr erlebt? ... Und du erzählst uns nichts!“

„Ich will es Naudeau erzählen lassen. Er kann es sicherlich besser als ich.“

Alle sahen Arnold an. Er lehnte sich zurück, kniff die Augen zusammen, sah über sich zum Himmel. Dann öffnete er sie weit und richtete sie auf Poßhard, den er unentwegt ansah, während er davon erzählte, wie sie auf dem Berg dem Flüchtigen geholfen hatten. Er erzählte ausführlich jede Einzelheit.



„Kaum fangen sie an mit den Raketen, da haben sie schon nicht mehr genügend Platz!“

Als er endete, schwieg die Dachgesellschaft. Das Sternenzelt war niedrig gespannt. Arnold fühlte sich plötzlich nicht wohl. War es nicht sonderbar, da weich zu sitzen und über Wetzel zu berichten wie über eine Figur in einem Panoptikum? Er trank, wandte sich an Helen und sagte: „Jetzt wissen Sie es, was für Verbrecher wir geworden sind!“

Da widersprach Vater Poßhard lebhaft:

„Verbrecher? — Das habt ihr gut gemacht. Komm her, meine Tochter; ich bin stolz auf dich!“

Helen blieb stehen und sagte: „Naudeau war erst nicht mit sich zufrieden. Er war es, der alles machte. Aber er ist nicht mit sich zufrieden.“ „Wo war der Wetzel jetzt?“ fragte Lisi. Helen erwiderte, daß sie nichts wüßte.

„Vielleicht kann Simon etwas erfahren“, riet Herr Poßhard und fragte: „Warum war Naudeau nicht zufrieden?“

„Er nennt Wetzel einen Deserteur, der sein Vaterland verlassen hat, seine Kameraden...“

Helen hörte zu sprechen auf und schwieg. Vater Poßhard entkorkte die zweite Flasche und schwieg ebenfalls. Simon räusperte sich und reichte sein Glas, als Arnold Wein verteilte.

„Der sein Vaterland verraten hat!“ murmelte Poßhard und zog lange an der Zigarre, so daß die Umgebung rötlich glühte.

„Sollen wir Licht anmachen?“ fragte Helen und steckte ihre Haare fest.

„Es ist hell genug. Wenn die Lampions brennen, haben wir gleich Insekten in den Gläsern“, gab Poßhard zu bedenken und fuhr dann fort:

„Vaterland! — Hat er sein Vaterland verlassen? — Oder hat sein Vaterland ihn verlassen? — Ich kenne Wetzel nicht. Aber ich kann mir vorstellen, daß er etwas dachte, bevor er über die Grenze ging. Vielleicht hat er sich sogar etwas sehr Verständliches gedacht.“

„Es kommt wohl darauf an, mit welcher Art Ordnung man es zu tun hat. Die kann von Fall zu Fall verschieden sein. Und von Fall zu Fall zu entscheiden, ist ein Stück Freiheit. In diesem Sinne war Wetzel vernünftig. Er hat entschieden.“

Nobile schwieg und kaute an den Lippen. Arnold sah erwartungsvoll auf ihn. Poßhard klingelte nach dem Mädchen. Der Mond war groß geworden und bestrahlte die Gruppe mit weißem Licht.

„Aber er hat seine Kameraden verlassen, als es darauf ankam“, warf Nobile ein. „Wenn ich nie, wie vorstelle: — Ich habe gedient, habe Regimentskameraden, die ich im Ernstfall niemals verlassen könnte. So meine ich das. Ohne große Gedanken.“

„Ja — so meint er das“, entfuhr es Arnold, der wie gebannt dem Gespräch lauschte.

„Ob Wetzel überhaupt so viel gedacht hat?“ warf Lisi ein. Ihr Vater indes überhörte sie und sagte:

„Die Kameradschaft unter Soldaten? — Ich verstehe, wie du das meinst.“ — „Aber wenn es hoffnungslos wird? Was willst du machen als kleiner Soldat?“

„Nicht davonlaufen, Papa! Vielleicht auf eine Revolutions warten, wo man kämpfen muß.“

Eine Pause trat ein. Dann fragte Poßhard:

„Was sagen Sie zu dem allen, Herr Rollé? Sie schweigen schon die ganze Zeit.“

Arnold holte Atem und antwortete mit gepreßter Stimme:

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich weiß es wirklich nicht.“

Helen, die bemerkt hatte, wie Arnold in sich zusammengesunken war, warf ein:

„Naudeau hält Wetzel für einen Deserteur. Hab' ich euch nicht gesagt, daß er wie Simon denkt. Er hält Wetzel für einen Deserteur und verachtet ihn...“

„Obschon er ihm geholfen hat?“ fragte Lisi aufreizend, da sie sich zu langweilen begann. — „Warum haben Sie ihm dann geholfen?“

Arnold antwortete nicht. Er fühlte sich ohne Gedanken; er hatte Kopfschmerzen, der Hand drückte seine Schläfen. Poßhard hatte Verständnis für alle Wetzels gezeigt. — Immer mehr Lichter erloschen in der Runde, leises Ziehen kam durch die Luft, der Bergwind kam.

„Wir haben Wetzel geholfen, weil es um Tod und Leben ging“, bekannte er.

„Weil es um Tod und Leben ging, Lisi“, wandte sich Helen jetzt vorwurfsvoll ihrer Schwester zu. „Wetzel war ja schon auf der Flucht. Warum er floh, blieb nicht zu fragen. Und was er gelitten, können wir nicht erraten. Simon hätte ihm auch geholfen.“

„Lassen wir das“, ermahnte Herr Poßhard, der merkte, wie sich die Gemüter erregten. „Sprechen wir von etwas anderem!“

Und sie sprachen über anderes. Lisi erzählte von einem Konzert, das im Stadtpark in Lugano stattgefunden hatte, und Nobile bemühte sich, Arnold, der verschlossen weiterschwieg, ins Gespräch zu ziehen. Es gelang ihm lange nicht. Erst als ein Fliegeralarm plötzlich und erschreckend die nächtliche Landschaft mit Jaulen erfüllte, dem gleich hernach die Entwarnung folgte, richtete sich Arnold auf und gelehrt eigentümlich steif einer Frage, die Nobile schon einmal an ihn gerichtet hatte. Er erzählte mit fast rohem Ton von jener Nacht in Hamburg, da nicht nur Sirenen geheult, sondern wo auch Bomben und Feuer gefallen waren.

Das paßte nicht zu dieser Sommernacht, zu den gefüllten Gläsern, die im Sternenzelt glänzten. Aber es gefiel ihm, daß er das Entsetzen beschwor, und es war ihm eine Lust, all das Fürchterliche auszubreiten, das sich wie ein Bahrtuch über die Sätze legte, die vorher gesprochen worden waren.

Gleichwohl, als er dann spät nach Hause ging, fühlte er sich müde, dumpf und ausgelaugt, und ohne Helens Bild vor den Augen, wäre er sehr einsam gewesen.

Auf den Stufen zum Garten blickte er zurück. Er sah die Stadt, der Mondschein lag auf den Dächern. Er sah den See, der wie ein Riesenaugen auf ihn blickte, er hörte die Zikaden, die in seinen Ohren sägten, und er dachte an Simon Nobile, der ihn verachten würde, wenn nicht die Lüge wäre.

XXVIII.

Der Juli war sehr heiß. Arnold wurde von einer Traurigkeit überfallen, die ihn selbst befremdete. Ohne Energie ließ er ungelesen. Das Radio blieb stumm. Er legte sich, kaum daß er aufgestanden war, in seinem Zimmer auf das Sofa und starrte zur Decke. Seine Lage erschien ihm hoffnungslos. Er liebte Helen; ihre Schönheit und ihr Geist entsprachen dem Bild, das er seit Colettes Tagen in sich trug. Diese Liebe hatte sich erfüllt. Alles war schöner und größer geworden. Es war ein Himmel, den er mit ihr durch-

schritten — und er sah die Hölle jenseits seines Weges.

Wohin war er geraten, als er Naudeau Haus verlassen, um die neue Freiheit zu nehmen, in die ihn der Krieg gestoßen hatte? — Hatten Jean und er geahnt, was daraus werden konnte, wenn man auf den Berg stieg oder ein Hauskonzert besuchte oder Adventstunden in Lugano? — War er wahnsinnig gewesen, als er sich mit Helen verlobt hatte? — Helen sprach kein Wort davon, wie sie sich ihre Zukunft dachte. Sie tastete mit keiner Frage an sein Geheimnis, das er wie tot zwischen ihnen liebte. Aber die Welt, in der sie lebten, tief in sie eingebettet und ihr zugetan, webte sie in ihre Gesetze ein. Es war nicht auszuweichen, wie sie die gute Ordnung brechen sollte.

Da lag er, und die Lüge saß als Alpdruck auf seiner Brust. Da unten hatte er einen väterlichen Freund, zu dem Simon Nobile Vater sagte. Und da war jene gütige Frau, Helens Mutter, die ihm vertraute. Da war Lisi, die lebensvolle Kind. Und allen war es von Herzen zugetan. Aber da war auch die Welt einer bürgerlichen Kultur, die Helen niemals verlassen konnte, ohne sich selbst aufzugeben. Helen würde in sich selbst ersterben, wenn sie das verlassen müßte, was ihr ganzes Leben ausgeformt. Da war er, der Deserteur, der Besitzlose, der deutsche Deserteur, dem Nobile den Rücken kehrte, und band sich mit falschem Namen mit einem Schicksal zusammen, das niemals Arnold Heims Schicksal werden durfte.

Arnold litt. Seine Liebe, seine Leidenschaft, sein Geist drängten ihn zu dem Haus da unten, indes sein Gewissen ihn zur Umkehr mahnte, zur fürchterlichen Wahrheit. Die Hitze und das Denken zermürbten ihn. Der Krieg gab keine Hoffnung mehr. Deutschland trieb dem Abgrund zu, Armut und Untergang, so wie es Arnold sah.

Er quälte sich den ganzen Tag. Das Essen ließ er fast unberührt. Am Abend trank er Chianti, schüttete sich Schlafpulver ins Glas.

Im Gespräch mit Jean in diesen Tagen äußerte er bedrückt: „Deutschland scheint mir verloren, vollständig verloren ohne Gnade.“

„Warum sollte es ohne Gnade verloren sein?“ murmelte Jean, „so viel schietten vor verloren und wurde doch gerettet. In meinem Leben habe ich das oft erlebt.“

„Aber diesmal...“

„Sie waren auch verloren, Monsieur. Sie waren auch schon recht schlecht daran, und jetzt — jetzt sind Sie hier und glücklich!“

„Ach Jean!“ stieß Arnold aus, ergriff die Hand des Alten und ließ sie gleich wieder los. „Glücklich, sagen Sie glücklich!... glücklich, sagen Sie, was alles geschehen ist? — Ich wollte es Ihnen sagen, und wie es mit uns allen steht. Sie sind immer so ruhig und sicher und gut zu mir, als sei alles gut. Aber es ist doch alles noch viel schlimmer geworden, und ich kenne mich nicht mehr aus. Wenn nur Naudeau nicht gestorben wäre. Wenn nur Naudeau hier wäre, er an meiner Stelle — alles wäre gut!“

Jean hob erstaunt die Augen und ließ seinen Blick über Arnold gehen, der vor ihm in Naudeaus Schlafanzug lag und so Naudeau richtig, daß seine Vorstellung den richtigen Naudeau nicht mehr davon trennen konnte. In seinem alten Kopf waren die Bilder der beiden Freunde schon vermengt; Arnold war Naudeau geworden, und es fiel ihm schwer, zu denken, daß es in Wirklichkeit nicht auch so sei. Des echten Naudeaus Wesen, in seinem Gedächtnis verwischt, war durch Arnolds Wesen überglänzt, das ihm nun schon seit vielen Monaten täglich nahe war.

„Sie machen sich zuviel Gedanken. Sie sind hier. Sie arbeiten. Ich sehe, daß Sie schreiben. Wie Naudeau, danke ich immer... Seine Seele ist in ihn gefahren. Jetzt sitzt er da, schreibt, wird es gut machen wie Naudeau...“

„Er es gut machen so schlecht, Jean, so jämmerlich schlecht. Mir ist das passiert, was niemals hätte geschehen



Arnold richtete sich auf und gehorchte eigentümlich steif einer Frage, die Nobile schon einmal an ihn gerichtet hatte. Er erzählte mit fast rohem Ton von jener Nacht in Hamburg, da nicht nur Sirenen geheult, sondern wo auch Bomben und Feuer gefallen waren.



Ihr Kosmetiktage
„Aber Fredi, kennst du denn dein Putz-
mützlein nicht mehr?“

dürfen. Wenn Sie sagen, der Kerl bringt mir nichts als Unruhe ins Haus, zudem ist er unverschämt und dumm, dann haben Sie recht.“

„Ich verstehe nicht, Monsieur, wie Sie so reden können. Bei allen Heiligen! Wieso sind Sie dumm? Wieso sind Sie unverschämt? Sie sind Naudeau selber. Für mich sind Sie Naudeau selber. Für mich sind Sie Naudeau, basta. Ja, so ist es!“

Jean's Gesicht hatte sich gerötet. Seine weißen Haare standen wie ein Strahlenkranz um den Kopf. Es war ihm anzusehen, daß er mit einem Ärger kämpfte. Das gab dem Liegenden die Kraft, ernst und nachdrücklich zu sagen:

„Ich weiß, Jean, ich weiß. Wenn wir beide allein auf der Welt wären, oder wenn wir beide allein geblieben wären, dann wäre alles gut. Wir beide hier in der Villa Rollé, ganz für uns, das wär's gewesen. Aber darin liegt ja gerade meine Dummheit, die Sie nicht gelten lassen wollen, daß ich's mir nicht genügen ließ...“

„Sie hätten nicht allein bleiben können“, unterbrach hier Jean, und Arnold fuhr fort, indem er sich ganz aufrichtete und die Beine auf den Boden stellte:

„Vielleicht Jean, vielleicht auch nicht. Aber was nützt es zu klagen. Es ist geschehen: ich und Helen lieben uns. Wir lieben uns verrückt. Aber auch das werden Sie nicht gelten lassen. Sie sind alt, und Sie werden sagen, daß das nicht so wichtig sei, wie's die Jugend zu nehmen beliebt. Ich liebe Helen, und sie liebt — Naudeau Rollé. Verstehen Sie — Naudeau Rollé — Naudeau Rollé ist es, den die Familie einladet. Naudeau Rollé ist es, dem sie die Tochter anvertraut. Naudeau Rollé ist es, den Helen liebt... Und ich sitze hier und habe all das angerichtet.“

Arnold schwieg. Jean schluckte verlegen und suchte nach etwas, was er sagen konnte. Aber es fiel ihm nichts ein, deshalb schwieg er weiter. Als die Stille bedrückend wurde, fuhr Arnold leise fort:



„Per Anhalter“

„Ich habe Helen nichts vorgemacht. Ich habe sie davor gewarnt, sich näher mit mir zu beschäftigen. Ich habe ihr von Anfang an gesagt, daß etwas nicht mit mir in Ordnung ist. Aber es hat nichts geholfen. Vielleicht, weil wir bestimmt sind füreinander. Ich würde sie heiraten, wenn ich könnte. Aber ich werde sie niemals heiraten können.“

Jean schluckte wieder ein paarmal und fragte dann fast furchtsam, warum Arnold Helen niemals heiraten könne.

„Sie sagten selbst nach der Invasion, daß der Krieg bald zu Ende geht. Und wenn der Krieg zu Ende ist, dann können Sie wieder das sein, was Sie wollen. So ist es doch. Dann fahren Sie nach Hause. Dann sagen Sie alles Ihrer Braut. Und sie wird Sie lieben und nicht den Namen Naudeau Rollé, das werden Sie dann sehen.“

„Aber ich werde sie nicht heiraten können, lieber alter Freund. Helen ist an ihr Leben gewöhnt; sie gehört in dieses Land; sie kann niemals eine Frau eines heimatlosen, mittellosen Vagabunden werden. Sie liebt ihre Eltern und ihre Heimat, und Deutschland, mein Land, ist dann ein einziges großes Trümmerfeld.“

„Verzeihen Sie, Monsieur Heim“, warf hier Jean ein und tupfte sich mit dem Schnupftuch an die Nase, „wenn ich von Ihren Angelegenheiten rede. Aber Sie sind doch Gutsbesitzer in Deutschland; Sie besitzen Haus, Hof, Ackerland und Wälder. Sie sind kein Vagabund, wie Sie sagen; Sie sind ein

sicht, das schlecht das Mitleid verbarg, das ihn mehr und mehr erfüllte. Er erkannte jetzt, daß etwas geschehen war, etwas so Ungeheures, daß es schwer war, es zu fassen. Aber er erkannte auch, daß Arnold nüchtern die Wahrheit sprach. Es war ihm nun darum zu tun zu beweisen, daß er nicht dumm sei und daß Arnold nicht allein sei und daß er bei ihm sein wolle, damit Arnold nicht allein sei. Er steckte das Taschentuch ein, das er in den Händen zerknittert hatte, und ließ den Arm hängen.

„Monsieur, das ist schlimm. Sie sagten, daß ich es nicht mitfühlen könnte, das mit Helen und das, was Sie verbindet. Auch ich habe einmal ein Mädchen gern gehabt. Ich hab' es nicht vergessen.“

„... Ihre Frau?“

„Ich war nie verheiratet, Monsieur; dieses Mädchen — ist die Frau eines andern geworden... Aber das war etwas anderes — und Sie sollten nicht mutlos sein und alles verloren geben. Man sollte nie etwas im voraus verloren geben. Helen liebt Naudeau Rollé — und Sie sind Naudeau Rollé.“

Jean's Wangen bekamen rote Flecken. Er erhob sich. Er ging unvermutet schnell zur Tür, drehte sich um und rief:

„Sie sind Naudeau Rollé. Was machen wir uns für Gedanken! Das Haus ist leer. Ich bin ein alter Mann. Ich will es Ihnen sagen: Ich bin ein alter Mann, und es geht mir nicht so gut, wie Sie es vielleicht glauben. Da sprechen Sie

In Kürze beginnt:

Sie kamen in der Dämmerung

Diesen spannenden Bestseller aus Amerika erwarb die ZB als einzige Illustrierte der Bundesrepublik

begüterter Mann. Wenn Sie mit Ihrer Frau nicht in Deutschland leben können, dann verkaufen Sie Ihren Besitz und kommen hierher zu uns.“

Arnold sah erstaunt in des Alten Gesicht, das ihm mit einem verlegenen Ausdruck zugekehrt war. Er erschrak so sehr, daß es seine Brust beengte, und fühlte sich plötzlich inmitten einer uferlosen Einsamkeit. Was der alte Mann da sprach, verriet, daß er Arnolds Schicksal nicht verstand. Er lebte in Gedankengängen, die seiner Jugendzeit entstammten. Es war ihm nicht bewußt, wie sehr sich die Welt seither verwandelt hatte. Arnold sprach vorsichtig belehrend, mit deutlicher Stimme, wie zu einem Kinde:

„O Jean! Wie Sie sich das denken! Sie glauben, daß nach diesem Krieg der Reiche reich und der Gerechte geschont in Deutschland bliebe. Sie denken an längst vergangene Zeiten. Es ist alles anders. Das Trümmerfeld dieses Krieges wird bleiben. Neues wird das Alte vernichten, und kein Mensch weiß, was an Neuem werden wird. In meiner Heimat werden Russen sein oder Polen, und was nicht vorher niederbrannte, wird denen gehören, die jetzt dort herrschen. Nein, Jean, ich bin ein mittelloser Streuner, so wie Sie mich hier sehen. Und Helen ist eine junge Dame, die niemals einem Ausgetriebenen angehören kann. Verstehen Sie das, Jean? Es ist ein bißchen viel für einen alten Mann in einem Land wie diesem. Aber es ist so, wie ich sage. Nur Naudeaus Name schützt mich jetzt noch vor letzter Wahrheit.“

Jean's Blicke streiften verlegen über Arnold. Begreifen ging über sein Ge-

davon, daß Sie das alles hier verlassen wollen...“ Er weinte. Arnold sah gerade noch, wie er sein Taschentuch an die Augen führte.

Nachmittags beim Kaffee, als Jean sich draußen hören ließ, sprang Arnold auf und bat ihn zu sich ins Zimmer.

„Sie haben mich erschreckt, Jean“, begann er und bat ihn Platz zu nehmen. „Setzen Sie sich, laufen Sie mir bitte nicht mehr davon. Sie sind nicht so gesund, wie wir denken, sagten Sie. Ich habe Francesca gefragt, sie verriet mir, daß Sie in ärztlicher Behandlung standen. Ich dachte immer, daß es nur die Hitze sei, die Ihnen zu schaffen macht.“

Jean bekam wieder feuchte Augen, und sein faltiger Mund begann zu zucken. Aber statt Antwort zu geben, schwieg er und fragte dann, als sei er von irgendeinem fernen Gedankengang zurückgekehrt:

„Ich habe die ganze Zeit über an Sie gedacht. Ich konnte heute mittag kaum etwas essen. Am liebsten wäre ich wieder zu Ihnen gegangen und hätte mich entschuldigt, daß ich so wegelaufen bin. Aber die Nerven seit Naudeaus Tod und seit ich weiß... Aber was wollte ich Sie fragen, Monsieur Arnold?“

Arnold schob dem Alten eine Tasse hin, und schenkte ihm ein.

„Trinken Sie und fragen Sie. Aber beantworten Sie auch meine Fragen bitte. Ich will genau wissen, was Ihnen fehlt.“

„Sie haben keine Eltern mehr. Monsieur, nicht wahr?“

„Nein, Jean.“

(Fortsetzung folgt)

Komisch, nicht?

DIE OHREN

Nicolo Paganini, der große Geiger, war bekanntlich nicht eben schön zu nennen, nichtsdestoweniger aber sehr eitel. Nichts Unangenehmeres konnte ihm geschehen, als wenn ihn jemand auf seine Häßlichkeit aufmerksam machte. Bei derartigen Gelegenheiten konnte der sonst meist höfliche Künstler außerordentlich deutlich werden.

Einmal kam ein überall als grob und ungeschliffen bekannter Mann in einer Gesellschaft auf Paganini zu und sagte herausfordernd: „Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, Herr Paganini, daß Ihre Ohren viel zu groß sind!“

„Mag sein“, gab der Geiger zu, „aber auch Ihre Ohren haben einen Fehler!“

„Und welchen?“

„Nun — für einen Esel sind sie viel zu klein!“

LUCKENLOSES WISSEN

Auch in schwierigen Situationen wußte Albert Einstein einen Ausweg. Das zeigte sich bereits bei seiner Schulprüfung. Besonders schwach war er damals in der Mineralogie. Der Professor stellte eine Schale mit Kristallen verschiedener Farbe auf den Tisch und verlangte von Einstein, die Minerale zu klassifizieren.

Albert Einstein nahm eine Handvoll Kristalle aus der Schale und nannte schlagartig ihre Namen. So kam er glatt durch sein Examen.

Seinen Freunden, die ihm gratulierten, gestand er: „Die Sache war ganz einfach. Ich nannte nur die Kristalle, die ich kannte — die anderen steckte ich in die Tasche. Nun habe ich nur ein Sorge: Wie bringe ich die Dinger wieder zurück?“

VORSICHT

Der berühmte Wiener Maler Hans Makart hatte einmal in einer Künstlerkneipe zu tief ins Glas geguckt, zumal er nicht viel vertragen konnte. Er wurde in eine Droschke geladen, und dem Kutscher ward aufgegeben, ihn in seine Wohnung zu bringen und dann zurückzukommen, um sich das Fahrgeld zu holen. Für den Fall, daß der bezechte Meister die Droschke beschmutzen sollte, werde der angerichtete Schaden reichlich vergütet werden.

Nach guter Weile kam der Fiaker zurück und berichtete schmunzelnd: „Nix is g'schehn, Euer Gnaden, ich hab ihm glei 's Futtersackl umgebunden.“

IRRTUM

Eine junge Nachwuchsschauspielerin schaute schwärmerisch zur Zimmerdecke empor und sagte zu ihrem Gesprächspartner: „Der Mann, den ich einst heiraten werde, muß alle Vorzüge in sich vereinen. Er muß musikalisch sein, muß unterhalten, singen und tanzen können, doch darf er nicht trinken, nicht rauchen, und wenn ich es will, dann hat er sofort ruhig zu sein.“

Da stand der Gast (Hardy Krüger) auf, suchte seinen Hut und meinte im Gehen: „Sie irren sich! Sie brauchen keinen Mann, Sie brauchen einen Fernsehapparat!“

SANFTE RACHE

Hilma schwärmt für Vico Torriani. Hilma hat die gesamte eheliche Wohnung mit Bildern ihres Schwarmes ausgestattet. Vico Torriani von hinten, Vico Torriani von vorn, von der Mitte, groß und klein, in allen Lebenslagen.

Der geduldige Ehemann sieht sich geduldig die vielen Bilder an. Aber als Hilmas Geburtstag kommt...

„Hilma“, sagt er freundlich, „ich wollte dir eigentlich zum Geburtstag einen schönen Mantelstoff und einige nette Kleinigkeiten schenken. Aber ich habe dann gedacht, am meisten freust du dich doch über ein Bild von Vico Torriani. Hier ist es!“



Nicht nur für den Winter legt sich der Hamster (Bild links) einen Vorrat an. Es gehört zu seinem Wesen, ständig zu „hamstern“, was er nur bekommen kann. Das Tier auf unserem Bild schaut sehr mürrisch in die Kamera und ist in Abwehrstellung. Kein Wunder! Unser Fotograf hat schließlich mit dem Spaten seine Vorratskammer ausgegraben (Bild rechts). Sie enthielt grüne Erbsen.



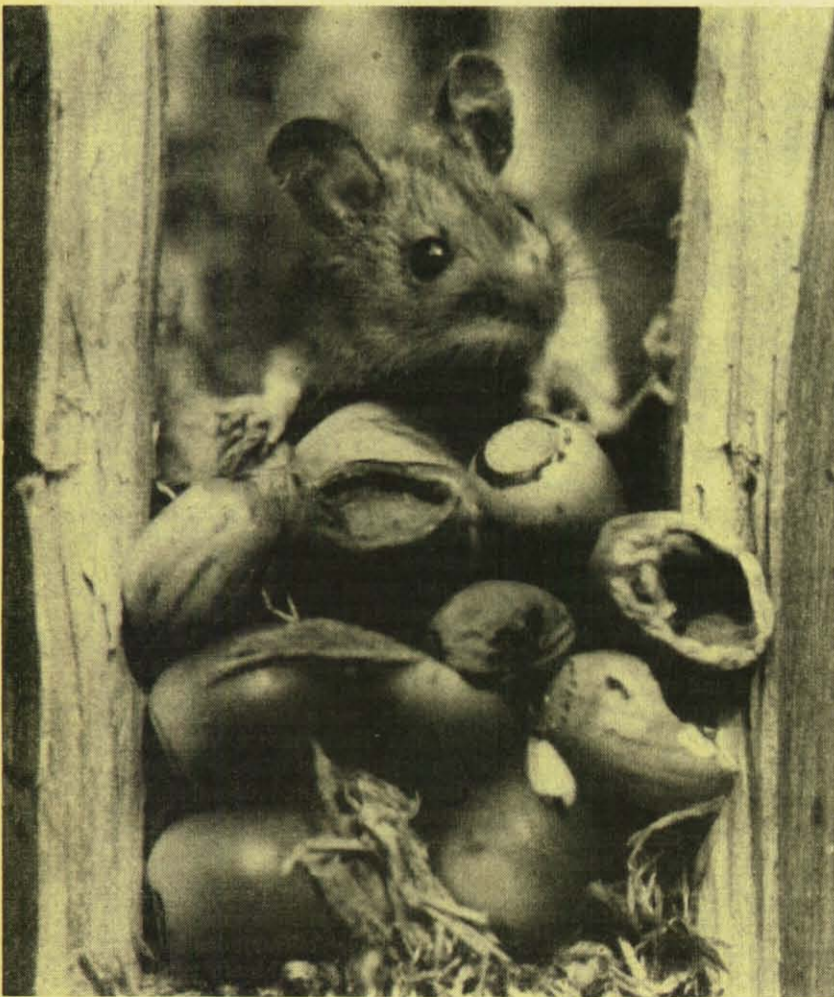
Dieser zahme Igel stellte sich bereitwilligst zu einer Aufnahme zur Verfügung und hielt auch ganz still, als man ihm Blätter und zwei Äpfel auf die Stacheln spießte. Der Volksmund weiß nämlich von diesem possierlichen Tier zu berichten, daß es auf seinem Rücken Vorräte, besonders Obst, zu seinem Nest trage. Dieser Vorgang, auf unserem Bild festgehalten, ist ein Märchen. Wohl wurden in Igelnestern schon Früchte gefunden. Immer aber waren sie nur im Maul herbeigebracht worden.

Das Hamstern haben wir von den Tieren

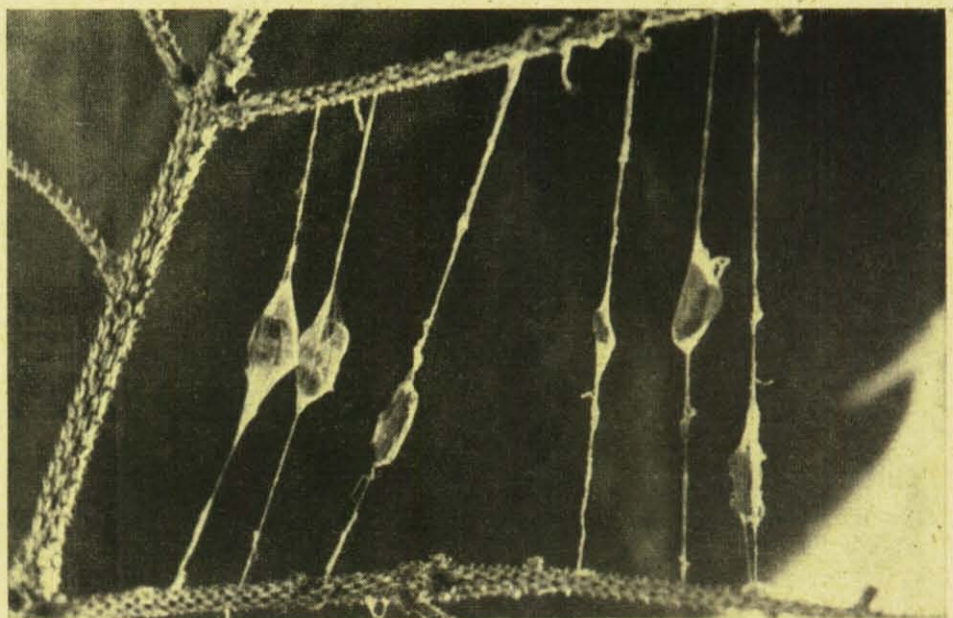
Unsere Hausfrauen haben die Vorräte für den Winter bereits eingebracht. Die Einkochgläser sind gefüllt, die Pflaumen und Aprikosen gedörft, und der Apfelsaft ist auf Flaschen gezogen. Es fehlen auch nicht die Einkeller-Kartoffeln. Die Tiere in Feld und Wald aber, denen wir die Sammlung von Winter-vorräten gewissermaßen abguckt haben, waren in diesen Tagen noch bei der Arbeit. Unser Fotograf hat einige von ihnen belauscht. Dabei konnte er feststellen: Immer ist die Natur in ihren Methoden der menschlichen Erfindung voraus. Vom „Kühlschrank“ des Iltis bis zum „Einkochglas“ der Kreuzspinne. Im Prinzip ist alles schon einmal dagewesen.



Scheu und blutgierig ist der Iltis, der hier aus seinem Versteck hervorlugt (rechtes Bild). Er mordet um des Tötens willen, nicht nur, wenn der Hunger ihn dazu treibt. Unter dem ausgewaschenen Flußufer hat er sich einen Winter-vorrat angelegt (Bild links). Die Höhle wirkt wie ein Kühlraum. Fische, Frösche und eine Maus sorgen für einen recht abwechslungsreichen Speisezettell.

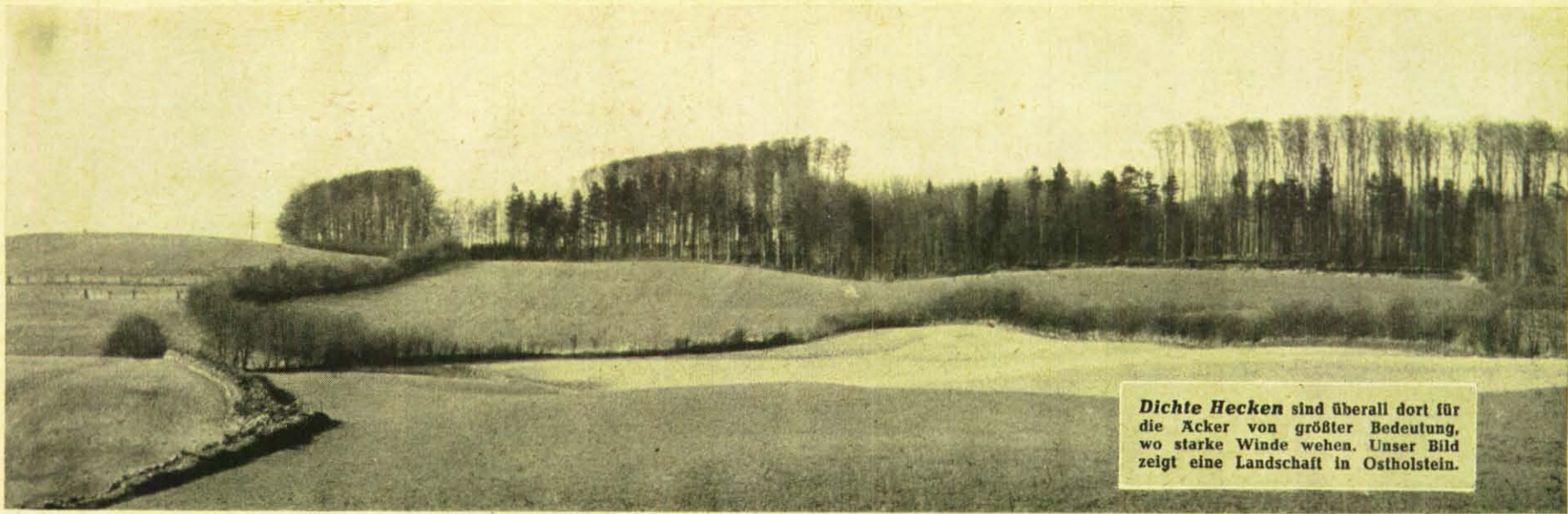


Als stolze Besitzerin einer Vorratskammer besonderer Art setzte sich die kleine Waldmaus in Pose. Sie hat nämlich eine verlassene Zwergspechthöhle in einem Baumstamm bezogen. Viele, viele Male muß das Tierchen den Stamm herauf- und wieder hinunterklettern, bis der ganze Raum mit Eicheln, Bucheckern und Haselnüssen gefüllt ist. Dafür verspricht das Versteck einige Sicherheit.



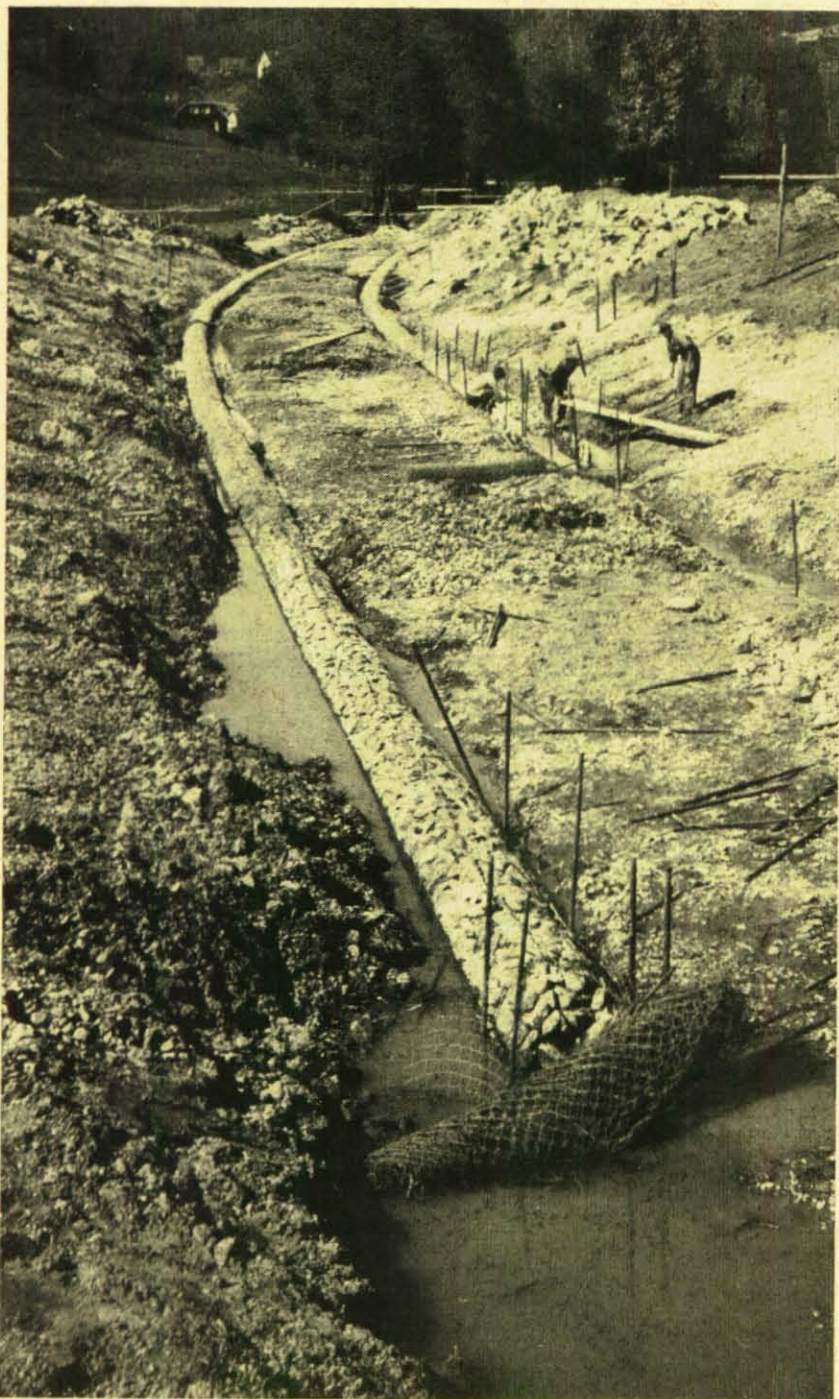
Seltsame Gebilde entdeckte der Fotograf bei seinem Streifzug durch den herbstlichen Wald an einem Kiefernast. Es bedurfte einer genauen Untersuchung, um festzustellen, daß hier eine Kreuzspinne ihre Vorräte aufbewahrt. Luftdicht eingesponnen hängen Fliegen und andere Insekten in ihren „Behältern“. Auf diese Weise halten sie sich längere Zeit frisch. Die Besitzerin dieser einmaligen Anlage beobachtete böse aus ihrem Netz, das in nicht allzu weiter Entfernung hing, den Einbruch. Als sie dann noch mit Papierkügelchen geärgert wurde, zog sie sich in ihr Versteck zurück. Der „Feind“ schien ihr doch zu mächtig zu sein.





Dichte Hecken sind überall dort für die Acker von größter Bedeutung, wo starke Winde wehen. Unser Bild zeigt eine Landschaft in Ostholstein.

GEFAHR FÜR EUROPA: VERSTEPPUNG



Flußregulierungen in großem Umfang, wie sie besonders in den letzten Jahrzehnten in vielen Ländern Europas durchgeführt wurden, mögen auf manchen Gebieten von großem Nutzen sein. Die verantwortlichen Stellen sollten aber auch nicht die Gefahren verkennen, die damit verbunden sind. Schon jetzt hat sich gezeigt, daß durch solche „Eingriffe“ der natürliche Wasserkreislauf in weiten Gebieten erheblich gestört wurde.

Flußregulierungen und Holzeinschläge haben auch ihre verderblichen Seiten



Nicht ohne Sorgen blicken die Bauern in die Zukunft, die vielleicht Versteppung ihrer fruchtbaren Acker bringen kann.

Unser Generation steht vor einem Problem, das sie zum Teil selbst verschuldet hat: Die Wasserwirtschaft ist in weiten Gebieten schon ernstlich gefährdet. Dem unbiologischen Zweckdenken der zivilisierten Menschheit verdanken wir schon heute katastrophale Mißstände: Trockenheit, Versteppung, Überschwemmung und ein Absinken des Grundwasserspiegels, dessen Rückzug in unerreichbare Tiefen zur verhängnisvollen Begleiterscheinung der modernen Flußregulierung geworden ist.

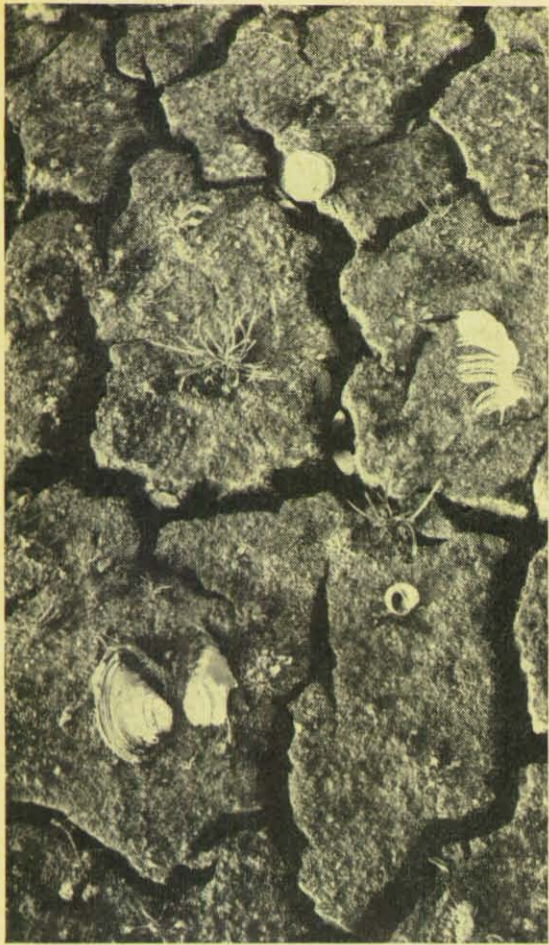
Stürme, die mit einer Geschwindigkeit von 100 Kilometern in der Stunde über die Acker rasen und das Getreide in Sturzfluten von Wasser ertrinken lassen, wechselten in diesem Sommer mit Dürreperioden, die den Boden aufreißen und den kostbaren Humus in eine leicht verwehbare Staubwolke verwandeln.

In Niedersachsen leiden 250 000 Morgen Land unter Windverwehungen, weil die ausgeräumten Fluren oder die

übermäßig dränierten Böden den Humus nicht mehr halten können.

Die Wertach, ein Nebenfluß des Lechs, wurde im vorigen Jahrhundert reguliert. Infolge der Streckung und einer viel zu schmalen Fließrinne fraß sich der Fluß bis tief in den tertiären Untergrund ein. Das biologische Gleichgewicht der Wertach mit dem Grundwasser der umgebenden Landschaft ist bereits so verheerend gestört, daß der Fluß nicht mehr, wie es einmal der Fall war, den Grundwasserspiegel aufrechterhält oder nach Bedarf ergänzt, sondern das aus den höher gelegenen Böden ständig absickernde Grundwasser in beängstigendem Tempo abführt. Von diesem Grundwasserschwind sind nicht nur die angrenzenden Auwälder betroffen, sondern auch die Acker tragen bereits das Stigma der beginnenden Versteppung.

Dabei ist die Wertach nur ein besonders eindrucksvolles Beispiel für die unbedachten Eingriffe, durch die der Wasserkreislauf in fast allen Gegenden Europas empfindlich gestört worden ist. Zwar sind die Techniker von der klugen Überlegung ausgegangen, daß ein regulierter Fluß sich in höchst erwünschter Weise tiefer in den Schottergrund eingraben werde. Aber diese gesteuerte „Tiefenerosion“ hört leider nicht auf, wenn das vorgesehene Ziel längst erreicht ist. Das gilt für die Donau, den Rhein, die Iller, den Lech, die Isar und viele kleinere Flüsse, die alle in einem breiten Bett hin und her pendeln müssen, wenn sie die Geschwindigkeit des Hochwassers vermindern und die zusätzlichen Wassermengen in das ungefährliche und unentbehrliche Grundwasser umsetzen sollen. Heute sind diese Flüsse nichts weiter als riesige Entwässerungsgräben, die ihre Ufer unterspülen, die Landschaft auszehnen, die Ernteerträge mindern und das wertvolle Naß mit dem Mineralien des Bodens dem Meere zuführen. Die Störung der Wasserwirtschaft beruht auch zum Teil auf dem Raubbau, der in vielen Teilen Europas mit den Wäldern getrieben wird. Seit 1945 sind im Schwarzwald 670 Quellen versiegt. Eine Tatsache, die zu denken gibt!



Tiefe Erdrisse zeigen sich überall dort, wo durch Flußregulierungen einst fruchtbares Land ausgedörrt ist. Man kann sich nicht mehr vorstellen, daß hier vor nicht allzu langer Zeit einmal Weizen gestanden hat.



Einem kleinen, unbedeutenden Rinnsal gleicht der Altrhein in der warmen Jahreszeit. Oft kann man das französische Ufer zu Fuß erreichen. Dieser Zustand ist erst eingetreten, seit das „gestohlene“ Rheinwasser durch den Rheinseitenkanal nach Frankreich abfließt. Nicht nur für die angrenzenden Landstriche entstand eine katastrophale Situation. Vor allem das Fischereigewerbe wurde schwer betroffen. Früher befuhren ganze Flotten von kleinen Fischerbooten diesen Abschnitt des Wasserlaufes. Heute sieht man höchstens noch ein paar Kinder mit einer Angel am Ufer stehen, die oft genug noch vergeblich auf die kärgliche Beute warten.



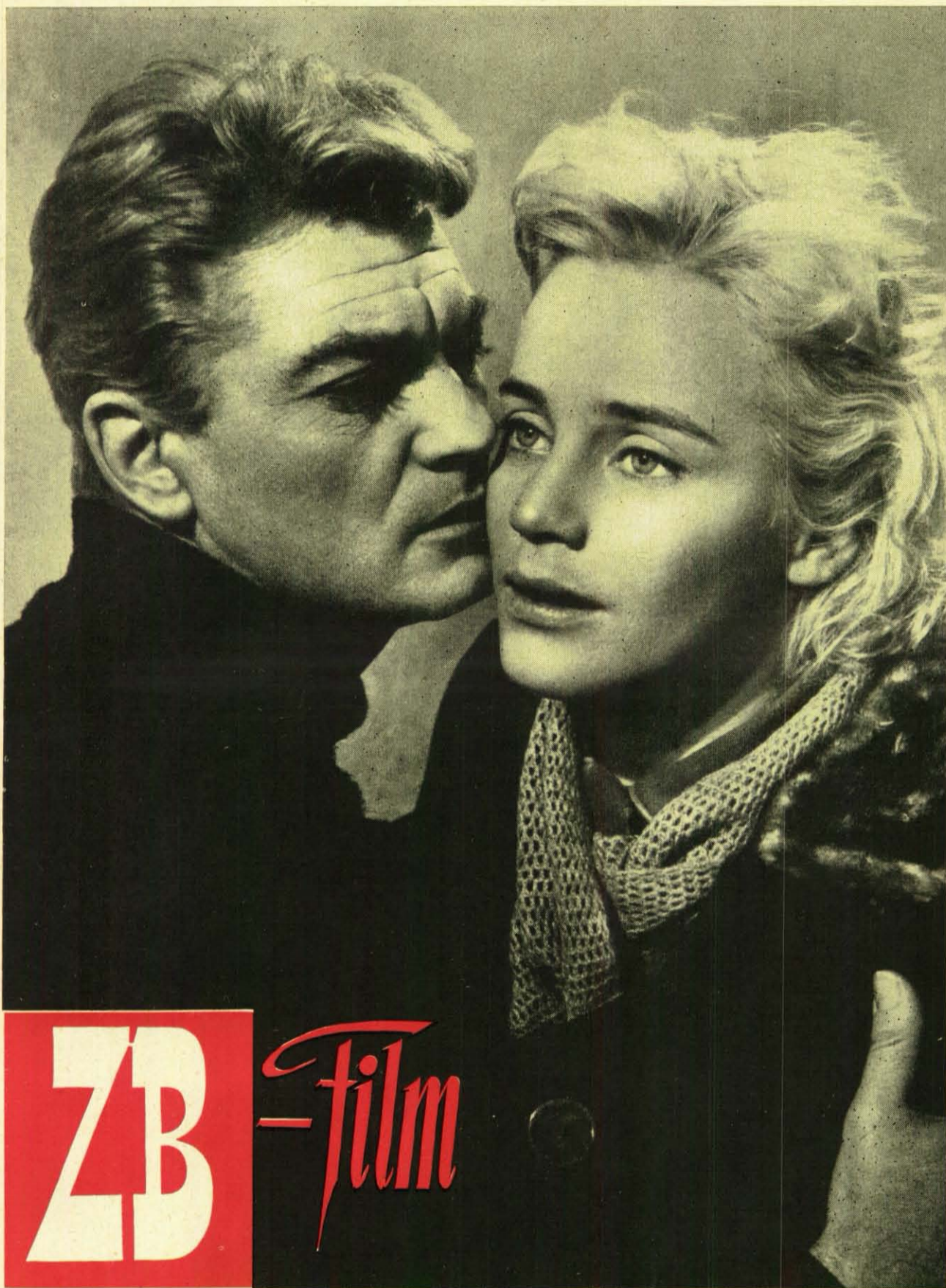
◀ **Von einem Orkan entwurzelt** wurden im Juli 1946 in einem einzigen Forstrevier 1200 ha Wald innerhalb einer halben Stunde. Zwei Monate mußte unter Aufbietung aller Hilfskräfte gearbeitet werden, bis nur Wege und Straßen freigelegt waren. Wenn in solchen Fällen der verwüstete Wald gleich wieder aufgeforstet wird, so kann durch diese Maßnahme das Unfruchtbarwerden weit größerer Gebiete rechtzeitig verhindert werden.



◀ **Verantwortungsloser Kahlschlag** hat hier der Versteppung Vorschub geleistet. Der Vordergrund des Bildes zeigt doch schon richtigen Steppencharakter mit der zähen Gasnarbe, die allenfalls noch Schafen zur Weide dient. Von hier aus frißt sich die Verödung weiter ins Land hinein.

Raubbau mit dem Wald treiben auch Schädlinge, vor allem die Borkenkäfer. Sie können große Baumbestände in kürzester Zeit vernichten. Hier muß der Mensch eingreifen, indem er die gefährlichen Insekten unter der abgeschälten Rinde mit tödlichen Chemikalien bestäubt und so vernichtet.

Weißer Nächte

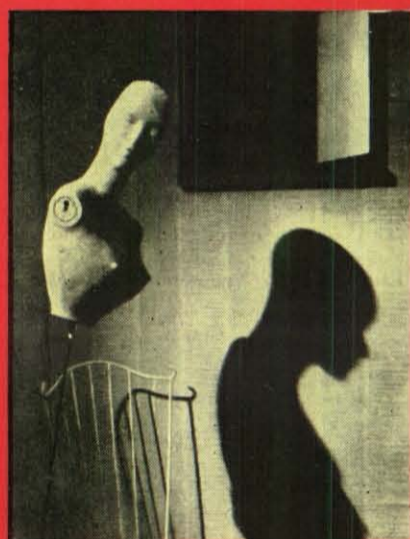


Natalia (Maria Schell) ist Vollwaise und lebt in Rom bei ihrer blinden Großmutter, die ein Zimmer vermietet. Ein Mieter (Jean Marais) schenkt dem Mädchen viel Aufmerksamkeit, ihr, deren Augen im Gegensatz zu dem trostlosen Elendsviertel so viel Helligkeit ausstrahlen. Allmählich entwickelt sich zwischen dem Mädchen und dem jungen Mann, von dessen Leben sie nichts weiß, tiefe Liebe. Gerade als sich Natalia entschlossen hat, ihr Leben mit dem Manne zu teilen, war er, ohne irgendwelche Gründe anzugeben, fortgegangen. Irgend etwas zwang ihn, für ein Jahr fortzugehen, und er wollte nicht, daß Natalia ihm folgte. Doch hatte er ihr beim Abschied versprochen, nach einem Jahr wiederzukommen und sie auf der Brücke eines kleinen Kanals zu treffen. Dann wollte er sie heiraten. So war dieser Mann wie die Gestalt aus einem Märchen in Natalias Leben getreten und wieder gegangen. Jeden Abend stand sie auf der Brücke und wartete voller Unruhe. Als sie Mario, einem Freund, der um sie wirbt, die Geschichte erzählt, glaubt dieser

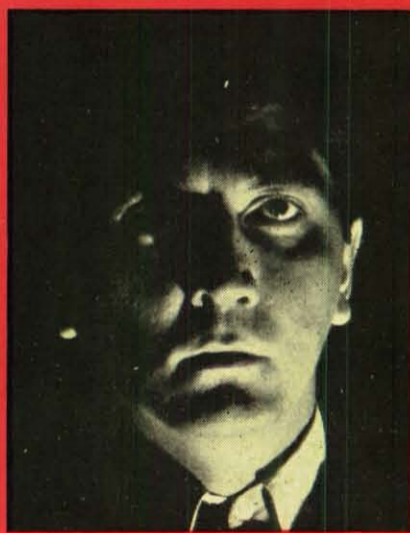
nicht an die Wahrheit von Natalias Worten. Unter der Zuversicht des Mädchens schmilzt jedoch sein Mißtrauen. Er bietet ihr sogar seine Hilfe an und will dem Unbekannten einen Brief überbringen, der den Geliebten für den nächsten Abend zu einer Begegnung bittet. Mario aber vernichtet den Brief. Erst als er das Mädchen völlig verzweifelt weinen sieht, gesteht er sein Unrecht. Natalia verzeiht ihm und ist nun auch der Ansicht, daß es so besser ist und daß der Fremde auch ohne den Brief hätte wiederkommen müssen, wenn er sie wirklich geliebt hätte. Auf der nächtlichen Brücke verspricht sie Mario, seine Frau zu werden. Gerade in diesem Moment erscheint ein Schatten auf der Brücke. Es ist Natalias Geliebter. Von weitem ruft er das Mädchen an. Alles vergessend, läuft Natalia zu ihm hin. Beide versinken in einer Umarmung. Dann wendet sich Natalia Mario zu, um ihm für alles zu danken, was er für sie getan hat. Beseligt verschwindet das Mädchen mit ihrem Geliebten in der Dämmerung. Allein geht Mario nach Haus. — Foto: Rank-Film.



DIESER JONAS (Robert Graf) ist ein Mensch wie du und ich. Er ist Arbeiter in einer Druckerei und hat keinen Kontakt zur realen Welt. Die Handlung, soweit man in diesem Film überhaupt von Handlung sprechen kann, beginnt mit dem Kauf eines Hutes. Es ist für Jonas der Versuch, sich seiner Umwelt anzupassen, denn alle Männer tragen ja Hüte.



SCHAUFENSTERPUPPEN und Spiegel sind die Gegenspieler Jonas'. Der neu erworbene Hut hat eine besondere Bedeutung. Er ist für ihn der Inbegriff des Glücks. Und als er ihm in einer Wirtschaft gestohlen wird, stiehlt Jonas in einer Kurzschlußreaktion und mit der inneren Berechtigung der „geheimen Schadloshaltung“ einen dem alten ähnlichen Hut.



DER DIEBSTAHL brennt Jonas in der Seele. Er trägt eine Schuld in sich. Er hat sie unter dem Druck seines Gewissens und unter der Empfindsamkeit seiner sittlichen Maßstäbe verdrängt, vergessen. Aber sie steht dennoch in ihm, hält seine seelische Kraft gefangen und sucht sich zu befreien. — Fotos (3): Pallas-Film.

JONAS